

4/5 | 62

**der
wecker**

Gartenzwerge sind Kitsch! Das hat sich inzwischen in bundesdeutschen Landen herumgesprochen. Das weiß man heute. Also verknüpft man sich diesen schönen Luxus — schweren Herzens vielleicht, aber in dem Triumphgefühl, „up-to-date“, nicht verstaubt zu sein. Die wenigen Unbelehrbaren werden mitleidig bis verächtlich belächelt. Man ist modern heute, man gibt sich „geschmackvoll“. Kitsch ist blöd, und was Kitsch ist, weiß man ja schließlich . . . auch wenn der Kunsterzieher verzweifelt zugibt, die Grenze sei nicht so sicher zu ziehen. Aber man weiß es.

Jazz ist modern, Jazz ist die Masche, jeder Jugendliche ist begeistert — mehr oder weniger, ablehnen kann ihn aber keiner mehr. „Was, Sie wollten was gegen Jazz sagen? Na, erlauben Sie mal!“ und es folgen mehr oder weniger fundierte Verteidigungsreden, von wegen des Ursprungs und so weiter! „Mann, Mann, Sie scheinen ja 'n ziemlicher Spießbürger zu sein.“

Klassengemeinschaft ist tabu. Angeblich um sie zu erlangen, gibt man alle vernünftigen Erwägungen auf und steuert mit vollen Segeln in mehr dumme und ungeschickte als geistreiche Abenteuer. Welch klägliche Gemeinschaft, in der sich das Zusammengehörigkeitsgefühl in Streichen manifestieren muß,

DIE „man“ MEINUNG

man ansonsten aber herzlich wenig über den anderen weiß.

Ein neues aber arühdliches Tabu: „Was, Sie können den Mann doch nicht verhaften! Der Mann ist doch Jude. Nun, sicher, wenn er das Geld auch gestohlen hat, aber man muß doch bedenken . . . meinen Sie nicht? . . . Er ist doch Jude. Kann man ihn denn verurteilen?“ Und dann dieses ewige schwülstige Streben nach Rechtfertigung von den NS-Verbrechen. Dieser Schwulst. Es ist ja fast schon erleichternd, wenn einer was davon gewußt hat, wenn einer sich geirrt hat.

Mit erklärtem Atheismus ist heute bei uns kein Blumentopf mehr zu gewinnen. Kommunismus ist schlecht, alles ist schlecht, was damit zu tun hat. Brecht hält man sich lieber vom Hals, und sogar den Künstler würde man ihm am liebsten absprechen. Leute wie Sartre leben in Frankreich. In Deutschland gibt man sich gut christlich, hier gehört man einfach einer der großen Kirchen an. Der Himmel weiß, ob es Überzeugung ist . . . denn . . . „Ihr seid weder warm noch kalt. Die Lauen aber will ich ausspeien aus meinem Munde.“

Wir bewegen uns heute in einer lauen und dumpfen Luft — in der schwülen Luft der „man-Meinung“. Verflücht, diese elende Simplifizierung des menschlichen und politischen Lebens, dieses Einpressen der differenzierten menschlichen Dinge in das enge Korsett der allgemeinen Ansicht. Es ist ja auch viel einfacher so, vereinfachen wir doch weiter, bis niemand mehr zu denken braucht, bis einem alles gebrauchsfertig zur Übernahme vorgesetzt wird, bis wir alle zum Schema werden. Gefangen im Konformismus eines Nonkonformismus, gefangen in Dingen, über die keine Diskussion mehr möglich ist, brauchen wir die Bildung einer eigenen Meinung, brauchen wir die offene Diskussion und das Stehen zur eigenen Meinung. Nicht, indem man die Dinge einfach tabuiert, nicht mehr über sie diskutiert, wird man mit den Problemen fertig. Um wieder klare Luft um uns zu haben, müssen wir entweder warm oder kalt sein. Dazu gehört Mut, Zivilcourage. Klare Luft kann nur da existieren, wo Ehrlichkeit, Offenheit und Mut herrscht, Mut zum Unpopulären, zur Opposition. Das schädlichste für eine Demokratie: eine Gesellschaft von Opportunisten, von Lauen, die weder warm noch kalt sind. Das macht die Luft schwül und stickig.

Die Redaktion des „weckers“ vertritt nicht dieselbe Meinung, die hier in diesem Artikel aufgezeigt wird. Aber der Artikel soll ein Diskussionsbeitrag sein. Wir bitten Euch um Eure Meinung zu diesem Problem. Bitte schreibt sie auf und gebt sie so bald wie möglich der Redaktion.

Um gleich klare Fronten zu schaffen: Ich bin evangelischer Christ. Es kann nämlich der Fall sein, daß in anderen christlichen Konfessionen hinsichtlich der theologischen Grundsätze anderslautende Auffassungen bestehen, die ich nicht kenne. Weiterhin möchte ich zur Voraussetzung machen, daß dieser Artikel auf der Überzeugung basiert, daß die alleinige und ausschließliche Aufgabe eines Christen die Ausrichtung des urchristlichen Zeugnisses inmitten einer Welt der Sünde ist. Nur unter diesem Gesichtspunkt können meine Ausführungen verstanden werden.

Was hören wir heute auf den Straßen und Schulhöfen unseres „christlichen“ Volkes? Wir müßten unsere Freiheit, Kultur und Kirche gegen den menschenfressenden Moloch des Bolschewismus notfalls mit Wasserstoffbomben verteidigen. Und wer ist nicht dieser Meinung? Ein verschwindend kleines Häuflein von Pazifisten, an Utopien verfallen, zudem von der wehrwilligen Umwelt mit vielerlei Schmährufen und Diffamierungen bedacht. Innerhalb der Christenheit war dies nicht immer so. Es ist kein Zweifel daran möglich, daß die Kirche in der Zeit vor Konstantin ihre Glieder mit allem Ernst davon abzuhalten suchte, den Soldatenberuf zu erwählen, und daß viele Soldaten als Folge ihrer Bekehrung zum christlichen Glauben weiteren Militärdienst verweigerten und deswegen mit dem Tode bestraft wurden. So schreibt noch Tertullian (etwa 160 bis 220): Der göttliche und menschliche Fahneneid, das Feldzeichen Christi und das Feldzeichen des Teufels passen nicht zusammen. Der Herr hat in der Entwaffnung des Petrus jeden Soldaten



entwaffnet. Bei uns ist keine Uniform gestattet, die das Zeichen eines unerlaubten Berufes ist.“

In der Kirche unter Konstantin geschieht ein vollkommenes Umschwenken: „Die zur Staatsreligion gewordene Kirche mußte eine Kriegstheologie entwickeln, um den militärischen Bedürfnissen des Staates gerecht zu werden. Die so entstandenen traditionellen Lehren vom gerechten Krieg und vom Recht der kriegerischen Notwehr herrschen heute noch“, formuliert der ev. Theologe Nik. Koch. Nach anfänglichem Zögern bejaht Augustin den Krieg nicht als solchen, sondern als Mittel für eine erzwingbar gedachte Wiederherstellung von Frieden und Gerechtigkeit im Sinne der pax

terrana. Ziel des Krieges muß der Friede sein. Thomas von Aquin baut diese Konzeption weiter aus und nennt zur Kennzeichnung des gerechten Krieges drei Grundbedingungen: 1. legitime Obrigkeit (legitima auctoritas), 2. gerechte Sache (iusta causa), 3. gute Absicht (recta intentio). Der gerechte Krieg setzt also stets ein begangenes Unrecht voraus, das nun wiedergutmacht werden soll. Niemals kann er damit zu einem Angriffskrieg werden. Die totale Vernichtung und Ausrottung des Gegners als Kriegsziel wird abgelehnt. Der Reformator Luther bewegt sich in den gleichen Gedankengängen. Die spanischen Spätscholastiker stellen fest, daß die Gerechtigkeit des Krieges nicht nur durch

CHRIST CONTRA WEHRDIENST

DARF EIN CHRIST ZUR BUNDESWEHR ?

die gerechte Sache und die gute Absicht bestimmt wird, sondern ebenso durch die aus dem Krieg entstehenden Übel. Wenn diese nämlich größer sind als das aus dem Krieg entstandene Gute, dann verliert der Krieg seinen „gerechten Charakter“.

Schauen wir auf die Bergpredigt: sagt Christus dort zu uns, wir sollten unseren Nächsten lieben, oder spricht er davon, daß wir das Unrecht, das der Russe an uns begangen hat, mit der Atombombe wiedergutmachen sollen? Stellen wir es an dieser Stelle doch einmal ganz klar fest: Der christliche Glaube steht und fällt mit dem Gebot „Du sollst nicht töten“ - wie auch mit jedem anderen der göttlichen Gebote. Man kann hier einfach keinen Kompromiß schließen. Nicht die Weisung, die uns die Angst unseres Selbsterhaltungstriebes gibt, sondern diejenige, die uns das Wort Gottes gibt, ist für uns maßgeblich, und zwar in allen Dingen, auch in den militärischen. Warum fürchten wir uns, den Weisungen unserer Angst zu entsagen? Sagt denn die Schrift nicht unermüdlich: Fürchtet euch nicht!?

Ja, und dann sagt man noch: „Deine Frau, deine Kinder sind deine Nächsten. Du mußt deinen Körper zur Verfügung stellen, um Frau und Kinder zu schützen!“ Wissen diejenigen, die so reden, nichts mehr davon, wie die deutsche Verteidigung an den ehemaligen Reichsgrenzen aussah? Frauen und Kinder werden im totalen Krieg nicht verteidigt, sondern entweder eingesetzt oder überrollt und zerbombt. Verteidigt werden im totalen Krieg nur hohe militärische Stäbe, Wirtschaftsschwerpunkte, Rüstungszentren

und dergleichen Dinge mehr. Im Atomkrieg kann es eine effektive Verteidigung nicht mehr geben. Darum kann der moderne Krieg kein Mittel zur Erhaltung des Lebens mehr sein. Die Frage, ob er es jemals war, kann dahingestellt bleiben. So ist seine Anwendung in jedem noch so „gerechten“ Falle illusorisch geworden, mit seinen Mitteln kann kein Leben mehr geschützt werden. Damit ist auch die folgende Aussage Martin Niemöllers gerechtfertigt: „Ein Krieg auf dieser Erde ist nicht mehr gut oder böse, gerecht oder ungerecht. Der Krieg hat aufgehört, ein Mittel überhaupt zu sein. Krieg ist Wahnsinn, und Wahnsinn kann weder gut noch böse, gerecht oder ungerecht sein.“ Auf diesem Hintergrunde müssen jene pseudochristlichen Äußerungen und Aufrufe beurteilt werden, die es wagen, heute in Bildern aus der Zeit Wilh. Tells vom gerechten Krieg, von Verteidigung und Notwehr zu sprechen und davon, daß wir in der Bejahung dieser Phantome einer christlichen Pflicht zu genügen hätten. Der Begriff der Verteidigung ist heute in militärischem Zusammenhang ein irreführendes Scheinargument. Es ist unsere christliche Aufgabe, es als solches zu entlarven und zu brandmarken, um der Verführung der Gewissen wirksam zu begegnen.

Ich möchte zum Schluß einen Engländer, Herbert Gray, zitieren: „Wie, wenn nun die christliche Politik darin bestehen würde, die Aggressoren kommen zu lassen und ohne Wiedervergeltung durch Gewalt zu erdulden, was sie uns antun würden?“ Die bloße Äußerung hierüber erscheint vielen als Gotteslästerung, und die Menschen, die es tatsächlich sagten, werden als Idioten oder Verräter oder

„gelbe“ Drückeberger angesehen. Aber das ist es gerade, was wir als die christliche Haltung ansehen. Wir müssen das Böse mit Gutem überwinden und es nicht durch ein grobes Abschlagen versuchen. Wir müssen vergeben bis zu siebenzig mal sieben Malen. Wir müssen wenigstens darauf hinzielen, zu lernen, unsere Feinde zu lieben, und wir dürfen nicht klagen, wenn auch viel Leid durch diese Lebensweise über uns und unsere Lieben kommen könnte. Eine christliche Nation könnte einen Angreifer, der käme, um ihr Land zu besetzen, aufnehmen und ihn schließlich absorbieren. Nachdem viele zu Märtyrern gemacht worden wären, würde der „blasse Galiläer“ noch einmal siegen, und so würden christliche Werte erhalten bleiben. Es würde viele Märtyrer geben, aber es würden wenigstens nicht annähernd so viele sein, wie der Krieg vernichten würde. Die ersten Christen blieben leben, weil sie solchen Dingen gegenübertraten konnten und es auch taten. Könnten wir es? Wagen wir, solch einem Herrn zu folgen?“

Was heißt es schon, wenn man uns den spöttischen Vorwurf macht, wir bewegen uns in Utopien? Der Glaube wird immer als Utopie angesehen, wo man über unseren „imaginären“ Herrn lächelt . . .

FRITZ MARTEN, OIA

VERZEIHEN DIE JUDEN DEN DEUTSCHEN ?

Eichmann ist tot. Doch der Prozeß Eichmann hat die Frage nach dem heutigen Verhältnis zwischen den Deutschen und den Juden aufgeworfen. Ich sprach mit einem jungen Israeli, Herrn Hagitti, über die jungen Israelis. Sieht man die jungen Israelis in ihrem Land, begegnet man ihnen in den Kibbutzim, in den Städten, in den Schulen, so bemerkt man, welche Farbnuancen und Schattierungen der Hautfarbe hier anzutreffen sind: vom dunklen Gesicht des Nordafrikaners über das etwas heller getönte Gesicht einer Inderin bis hin zum vollen Weiß des europäischen Juden. Alles moderne Israelis, alles Jugend. Die Bewohner Israels sind aus über 70 Ländern eingewandert. Allein von Mai 1948 bis Mai 1959 sind etwa 100 000 (!) Juden in den völlig neu geschaffenen Staat eingewandert.

Herr Hagitti ist der Leiter einer Jugendbibliothek in Jerusalem. Er hat in seiner Bibliothek sehr viel mit jungen Israelis zu tun. Ich frante ihn über ihre Einstellung zu den Deutschen.

„Die Einstellung der jungen Israelis darf man nicht verallgemeinern,“ antwortete er,

„und ich kann eigentlich nur konkrete Beispiele bringen. Sehen Sie, als ich meinen Lesern in der Bibliothek sagte, daß ich ein Jahr nach Deutschland fahren würde, um das Bibliothekswesen und die Jugendarbeit kennenzulernen, waren natürlich die Meinungen geteilt. Einige, die mich sehr gut kennen, wußten, daß es für mich eine Gelegenheit sein würde, nicht nur persönliche Begegnungen und Erfahrungen zu erhalten, sondern auch sicher eine Gelegenheit, das Gesehene für unsere Jugendarbeit und für meine Bibliothek ausnutzen zu können. Diese gaben mir den Segen zu meiner Fahrt. Andere dagegen fragten mich, wie ich jetzt nach Deutschland fahren könnte, wo doch der Eichmann-Prozeß gewesen wäre und all das wasch und aufgerollt sei, was geschehen ist. Diesen Jugendlichen versuchte ich zu erklären, daß es vor allem die Aufgabe von aufgeschlossenen Menschen ist, gerade mit der Jugend, die doch nicht verantwortlich für das ist, was eine Generation vor ihnen getan hat, zusammenzutreffen und mit ihnen offen über all die Fragen zu sprechen, die sie auch beschäftigen. Müssen doch diese jungen Deutschen

wissen, was in Israel geschehen ist und welches Volk wir sind und wie oft leider ihre Eltern und die ältere Generation zu schlechten Taten gerade durch Vorurteile verleitet worden sind. Ich habe den Leuten erklärt, daß Haß allein nur Haß erzeugen kann, und daß wir dann wiederum in der Lage wie 1938 sein werden.“

Nach ungefähr 2000 Jahren haben sich die Juden wieder zu einem Volk, einem Staat zusammengefunden. 1947 beschloß die Vollversammlung der Vereinten Nationen die Teilung Palästinas in einen jüdischen und einen arabischen Staat. Die Araber widersetzten sich mit Waffengewalt. Es kam zu heftigen Kämpfen. Jerusalem wurde eingeschlossen und bombardiert. Graf Folke Bernadotte versuchte, die Kämpfe durch Verhandlungen zu beenden. Er wurde ermordet. Nach langen Kämpfen kam es 1949 zum Waffenstillstand mit den umliegenden arabischen Völkern. Trotzdem herrscht zwischen Israel und den arabischen Staaten kein Frieden. Wirtschaftsblockade, Sperrung des Suezkanals für israelische Schiffe, Militärbündnisse, der Sinai-Krieg, Grenzverletzungen, Feuerüberfälle, Sabotageakte.

VON
WERNER
FILMER



Einige Gedanken über Israel und die israelische Jugend

Wie ist das Verhältnis der israelischen Jugend zu ihrem Staat? Auffallend positiv! Das mag vor allem an der Tatsache liegen, daß es ja die Jugend ist, die diesen Staat trägt. Sicher, die ältere Generation hat ihren entscheidenden Anteil an der Staatswerdung; doch hier „wird“ erst noch alles!

Die meisten Jugendlichen auf der Welt werden in ihre Staaten hineingeboren, für sie ist der Staat ein vorgeformtes Gebilde. Die israelische Jugend hingegen arbeitet — und dies ist wörtlich zu nehmen — an ihm: Was heute noch Wüste ist, wird morgen fruchtbares Ackerland sein. Hinzu kommt die Tatsache, daß der Staat Israel ständig durch seine Nachbarn bedroht ist. Solange das Land keinen Frieden hat, baut der Druck, den die Nachbarn ausüben, am Staatswillen der jungen Israelis. Deshalb verstehen auch die jungen Israelis, daß sie zweieinhalb Jahre in der Armee zubringen müssen, selbst die Mädchen! Dieses Benötigtwerden schweißst eine so positive Beziehung der Jugend zu ihrem Staat, wie man sie wohl in keinem anderen Land der Erde feststellen wird. Israelis

Staat ist jung, und seine Bürger lieben ihn!

Israel ist ein junger Staat, der zum größten Teil aus Einwanderern besteht. Sie alle sind in das „gelobte Land“ ausgewandert, um frei ihre Religion ausüben zu können. Wie ist das Verhältnis der jungen Israelis nun zu der Religion ihrer Väter?

Diese Frage stellte ich Herrn Hagitti aus Jerusalem. „Sie fragen mich Dinge, die sehr schwer zu beantworten sind,“ erwiderte er, „aber ich will mich gern diesen Fragen stellen. Um es grob zu umreißen: bei uns gibt es eigentlich zwei Teile, die in Israel heute zusammenleben: das sind die religiösen Juden und die nicht-religiösen Juden. Die religiösen Juden teilen sich wieder in zwei Gruppen, von denen die einen etwas extremer sind, während die anderen modernere Anschauungen haben. Aber im großen und ganzen ist die religiöse Jugend verpflichtet, all die Gesetze einzuhalten, die die jüdische Religion von einem jüdischen Menschen verlangt: das tägliche Beten, die Speisegesetze, der Sabbath. Diese Gesetze sind Ausdruck des moralischen und ethischen Ver-



langens der jüdischen Religion.

Und die andere Jugend, die „gottlose Jugend“, aber bitte gottlose Jugend jetzt in Anführungsstrichen, diese Jugend hält sich nicht an die religiösen Pflichten. Für sie ist die Bibel im Lehrplan der Schule eingebaut. Sie identifizieren sich mit der jüdischen Geschichte, mit der Geschichte des jüdischen Volkes, die aufgezeichnet ist in der Bibel. Für sie sind die ethischen und moralischen Forderungen der Bibel die Hauptsache. Wenn zum Beispiel ein sozialistischer Jugendlicher bei uns in Israel von einem Sozialismus spricht, dann hat er meistens die Vorstellung, die gerade die Propheten von einem Weltbild, von einem menschlichen Leben gehabt haben. Und das ist vor allem das Wort in Jesaja, Schwerter in Pflugscharen umzuwandeln, und so, glaube ich, lebt auch diese nicht-religiöse Jugend ganz im Geiste des Judentums. Die jüdische Religion und die jüdischen Propheten wollten ja nichts anderes, als daß der Mensch sich seines tagtäglichen Lebens bewußt ist und verantwortlich für all das ist, was er selbst tut. Für das Gute und das Böse, und soweit ich es fühle und weiß, versuchen viele von unseren Jugendlichen, eben das Gute in ihrem Leben selbst zu verwirklichen.“

Wir Deutschen sind in besonderer Weise verpflichtet, den Juden gegenüber ein freundschaftliches Verhältnis zu gewinnen und Mißverständnisse und Vorurteile abzubauen. Herr Hagitti antwortete auf die Frage, wie man das erreichen könne:

„Darf ich auf diese Frage mit einem kleinen Zitat antworten. Ich glaube, es war unser Ministerpräsident, der gesagt hat, die Aufgabe Israels, den anderen Völkern Asiens und Afrikas zu helfen, be-

stehe nicht nur darin, daß es nach diesen Ländern Techniker und Ärzte schickt, sondern sie besteht darin, daß Israel als kleines Land vor allem selbst einen Staat und eine Lebensweise aufbaut, in dem die menschlichen Rechte verwirklicht werden. Und ich glaube, das wäre die passendste Antwort! Wenn jedes Volk, und natürlich auch Deutschland, bestrebt ist, in seinem Land eine wirkliche demokratische Lebensweise zu schaffen, wird das die Gewähr sein, daß solche Dinge, die in der Vergangenheit geschehen sind, nicht mehr vorkommen. Das Wichtigste ist, daß die Menschen in allen Lebenslagen, gerade aber in den entscheidenden Stunden, die auf den einzelnen und auf das ganze Volk zukommen, den richtigen Weg wissen. Und der richtige Weg ist das Wissen, daß alle Menschen auf dieser Welt das gleiche Recht haben und nicht grundsätzlich anders sind. Menschen sind so, wie ich und wie Sie es sind!“

Fotos: KARL WIEHN

FERIEN ARBEIT JA ODER NEIN ?

Hier ist das Ergebnis unserer Umfrage über die Ferienarbeit der Schüler. Wir verteilten an etwa 450 Schüler Fragebogen, bekamen aber nur etwa 200 ausgefüllte Bogen zurück. Warum? Sind die Helden zu faul geworden? Wir baten außerdem eine Mutter, einen Arzt und einen Politiker um seine Meinung. Das Ergebnis gibt zu denken.

Die Fragebogenaktion bringt trotz gewisser Sabotageversuche einer Minderheit folgenden Ergebnis:

Von den Oberstufenschülern haben etwa zwei Drittel während der Ferien nicht gearbeitet, ein Drittel ging einer Beschäftigung nach, davon eine kleine Minderheit auf dem elterlichen Bauernhof.

Die Mehrheit des Drittels der Oberstufenschüler arbeitete etwa 10 bis 14 Tage. Setzt man das Drittel mit dem Wert 100 an, so waren etwa 60 Prozent 10 bis 14 Tage tätig, 30 Prozent etwa drei Wochen, die restlichen 10 Prozent länger als drei Wochen, davon etwa 3 Prozent die ganzen Ferien.

Der Großteil der Ferienarbeiter arbeitete auf dem Bau, wobei der Tief- und Straßenbau überwiegt, und in der Fabrik, zusammen 70 Prozent; der Rest verdingte sich in sonstigen Berufen. Bürotätigkeit beschränkt sich auf zwei Fälle.

Der Durchschnittsverdienst ist für vierzehntägige Arbeit mit rund 250 DM, für dreiwöchige Arbeit mit 340 DM und mehr als dreiwöchige Arbeit mit etwa 400 DM angegeben worden.

Über die Verwendung des Geldes werden nicht von allen ehrliche Angaben gemacht. Etwa 40 Prozent verweigern in diesem Punkt die Aussage, die restlichen 60 Prozent gliedern sich wie folgt: 40 Prozent ver-

wenden ihre Ferieneinnahmen auf nicht lebensnotwendige Konsumgüter, wie Rundfunkgeräte und Tonband- und Plattenspieler, oder finanzieren mehr oder weniger ausgedehnte Ferienreise. Die übrigen 20 Prozent verwenden ihre Einnahmen zur Finanzierung lebensnotwendiger Dinge wie Kleidung und Schulbücher oder sparen ihr Geld.

Von den Ferienarbeitern verbrachten, soweit angegeben, 60 Prozent den Rest ihrer Ferien im Ausland, wobei sich Holland und Großbritannien besonderer Beliebtheit erfreuten, 15 Prozent blieben in Deutschland und 25 Prozent zu Hause.

Die Frage nach dem ideellen Gewinn ihrer Ferienarbeit wurde von 80 Prozent bejaht. An der Spitze der Antworten auf die Frage nach der Art des Gewinns wird die Einsicht in ein fremdes Milieu und das Kennenlernen der Auffassungen der Arbeiter genannt, die Erweiterung des eigenen Hori-

zontes. Es folgen: das Wissen, wie schwer es ist, durch körperliche Arbeit Geld zu verdienen und dadurch eine Verbesserung des Verhältnisses zum Gelde.

Von den Schülern, die in den Ferien gearbeitet haben, arbeiteten fast alle mit dem ausdrücklichen Einverständnis der Eltern. Nur zwei geben an, die Eltern nicht gefragt zu haben. 90 Prozent wollen auch in den nächsten Sommerferien wieder arbeiten, zehn Prozent schwanken noch, niemand ist entschlossen, nicht mehr zu arbeiten. Das Verhältnis zu den Arbeitskollegen wird von 85 Prozent als gut, deren Verhalten als freundlich, verständnisvoll und hilfsbereit geschildert, die Atmosphäre am Arbeitsplatz als gut. 15 Prozent äußern sich negativ teils über das Arbeitsverhalten in manchen Betrieben, teils über die Art der Arbeitskollegen, die z. T. als primitiv oder - dies gilt für den Straßenbau - als „verkrachte Existenzen“ bezeichnet werden. Die Frage nach dem Ja oder Nein der Ferienarbeit wird von 15 Prozent aller Schüler, auch derer, die nicht gearbeitet haben, uneingeschränkt mit Ja beantwortet, 5 Prozent antworten uneingeschränkt mit Nein.

Die Befürworter sehen ideell den Wert der Horizonterweiterung und die Voraussetzung, in sozialen Fragen mitreden zu können, in der Ferienarbeit. Ferner, glauben sie, werde ein besseres Verhältnis zum Geld hierdurch erreicht, auch könne Ferienarbeit der Vorbereitung auf den späteren Beruf dienen sowie Schülern der Oberstufe die notwendige Härte und Selbständigkeit geben. 5 Pro-

zent aller Oberstufenschüler sind strikt gegen Ferienarbeit, weil Ferienarbeit der Erholung schade und man außerdem später noch genug arbeiten könne. 80 Prozent der Oberstufenschüler bejahen die Ferienarbeit unter der Bedingung, daß nur ein Teil der Ferien zur Arbeit verwendet werde. Sehr häufig wird in diesem Zusammenhang die Zahl „14 Tage“ genannt. Der Rest solle zur Erholung - nach Meinung einer kleinen Minderheit auch zur geistigen Weiterbildung - verwendet werden. In der Minderheit sind ferner diejenigen, die meinen, man solle in den Ferien arbeiten, wenn man sich langweile. In der Gruppe derer, die bedingte Ferienarbeit befürworten, sind diejenigen, die soziale Gründe für die Entscheidung maßgebend sein lassen.

Zum Schluß noch ein Wort über Leute, die glauben, sie könnten sich durch die Dummheit, mit der sie die Fragen beantworteten, interessant machen. Sie sitzen vor allem in der Olla: 2, Ollb: 1, Ulb und Olab: 2. Das Material aller Oberstufenklassen, einschließlich der Aufbauklassen, war einwandfrei, was beweist, daß bornierte Dummheit in diesen Klassen nicht ausgeprägt ist sowie die Feigheit, seine geistige und charakterliche Kläglichkeit hinter der Anonymität einer Umfrage zu verbergen.

Aus den Klassen UIII bis UII, deren Jahrgänge doch immerhin sieben Klassen mit

im ganzen 209 Schülern umfassen, wurden nur 77 ausgefüllte Zettel abgegeben, also halten es nur 36,8 Prozent für nötig, einem Aufruf, der nicht der Autorität der Lehrer untersteht, Folge zu leisten. Von diesen 77 abgegebenen Zetteln waren auch noch acht, also 10,4 Prozent, wegen Schmierereien und ausgesprochen „geistreicher“ Ergüsse unbrauchbar. Daraus ergeben sich also im ganzen nur 69 gewissenhaft ausgefüllte Zettel aus der Mittelstufe. Daß sich daraus kein repräsentatives Ergebnis ablesen läßt, ist klar. Dennoch spafshalber die Auswertung der wenigen: Von diesen 69 arbeiteten 17 Schüler in den großen Ferien, wenn man 69 mit 100 Prozent ansetzt, also 23,18 Prozent. Im Durchschnitt arbeitete man 17 Tage mit einem durchschnittlichen Verdienst von 173 DM. Elf Schüler nur machten Angaben über den Verwendungszweck, davon geben 73 Prozent das Geld für Luxusartikel wie Kofferradio, Tonbandgeräte usw. aus, die restlichen 27 Prozent verwenden das verdiente Geld für lebensnotwendige Dinge wie Kleidung und Möbel. Elf der Ferienarbeiter sind fest entschlossen, im nächsten Jahr wieder zu arbeiten, vier wissen es noch nicht genau. Etwa 67 Prozent der Eltern haben die Ferienarbeit ihrer Kinder gerne gesehen, die übrigen 33 Prozent haben es nur sehr widerwillig gestattet. $\frac{3}{4}$ der Schüler bezeichnen die Arbeitsatmosphäre als gut und die älteren Arbeitskollegen als freundlich und kameradschaftlich, das andere Viertel hält die Arbeitskollegen für „primitiv“, „letzte Menschen“ und „stumpf“.

64,3 Prozent sahen auch außer dem Verdienst einen Gewinn in ihrer Arbeit, insbesondere werden Erweiterung des Horizonts, Verständnis für gleichaltrige Arbeiter genannt. Die übrigen 35,7 Prozent sehen keinen ideellen Gewinn in der Arbeit. Nur in zwei Fällen hatten die Schüler schwere Arbeit übernommen, sechs bezeichneten sie als mittelmäßig und fünf sogar als ausgesprochen leicht. 61,4 Prozent der Schüler, die nicht gearbeitet haben, sind entschieden gegen die Ferienarbeit mit der Begründung, „man könne später noch genug arbeiten, und die Ferien seien zur Erholung da“, die restlichen 38,6 Prozent glauben, daß die Ferienarbeit, allerdings in Maßen, dem Schüler nicht schädlich werden könne.

Wie gesagt, keineswegs ein repräsentatives Ergebnis, wegen der - nennen wir es noch gelinde - Faulheit unserer Schüler. Nun noch ein allgemeines Wort über die Einstellung zum „wecker“. Aus der Frageaktion ging hervor, daß sehr viele Schüler den „wecker“ offensichtlich als eine Einrichtung „von oben“, das heißt von den Lehrern, betrachten und ihn folglich auch mit den einer solchen Einrichtung zugehörigen Ressentiments bedenken. Das geht nicht nur aus der Ignorierung des Aufrufes überhaupt hervor, sondern auch aus der Beantwortung der den „wecker“ betreffenden Fragen. „Ihr habt ja nur Angst, daß ihr pleite macht“, ist das die Art, wie man eine eigene Institution betrachtet? Eine Schülerzeitung ist doch nicht die Einrichtung einiger weniger, sondern die der ganzen Schülerschaft.

DIE SCHÜLER

EINE MUTTER

Man kann nicht von vornherein jedem Schüler abraten, während der Ferien zu arbeiten. Folgende Punkte sollten bei den angestellten Überlegungen gewissenhaft geprüft werden:

1. Das Alter des Schülers
2. Der Gesundheitszustand
3. Der Leistungsstand in der Schule
4. Die Art der geplanten Arbeit

Wenn ein Schüler stark, gesund und kräftig ist, wenn seine Leistungen in der Schule zufriedenstellend und die Arbeit nicht allzu anstrengend ist, könnte man vielleicht einen Teil der Ferien, sagen wir die Hälfte, dazu benutzen, um zu arbeiten. Voraussetzung ist allerdings, daß ein *zwingender Grund* dazu vorliegt, also kein allzu materielles Motiv. Ich meine damit: Wer sich durch Ferienarbeit rein vergängliche Werte schaffen will, wie Radio, Moped oder dergleichen, dem würde ich abraten. Diese Dinge, die in der Unterhaltung dann oft noch Kosten verursachen, und oftmals so kurzlebig sind, sind das Opfer der freien Wochen nicht wert. *Vertretbar* ist - unter obengenannten Voraussetzungen - das Ziel der Beschaffung bleibender Werte; etwa eines Musikinstrumentes, notwendige Ausrüstung oder Bücher; die Finanzierung der restlichen Ferien in Form einer Studienreise oder eines späteren Studiums. *Lobenswert* ist die Haltung der Jugend, die ihrer Familie Hilfe und Entlastung sein will, entweder durch ihren geldlichen Ver-

dienst oder durch ihre praktische Arbeit, z. B. auf dem Hofe ihrer Eltern. Im letzteren Fall kann die Kombination zwischen landwirtschaftlicher Hilfe und froh erlebten freien Stunden ideal sein.

In der Praxis aber wirken sich nach wie vor volle Erholungsferien am besten aus, die je nach Bedürfnis als Familien-, Studien-, Lagerfahrten bzw. -ferien gestaltet werden.

Durch den Abstand von zwangsläufiger Zeiteinteilung und von drückenden Pflichten, und durch bewußt erlebte Langeweile gewinnt der Schüler neue Lebensfreude, frische Arbeitslust und eine Ansammlung nötiger Kraftreserven für das anspruchsvolle folgende Winterhalbjahr. Wir wissen alle, daß so ein sonnenarmes, intensiv gestaltetes Schulsemester von den Schülern in körperlicher, geistiger und seelischer Hinsicht *mindestens* ebensoviel fordert wie der Beruf z. B. der Werktätigen. Man vergleiche doch die Stundenzahl - sie liegt bei gewissenhaften Schülern meist höher als die Arbeitsstunden in den meisten Berufen. Deshalb werden nicht nur die Lehrer die Auswirkungen planvoller Ferien erfreut quittieren, die durch gute Ernährung, viel frische Luft, sportliche Bewegung im Freien, ausreichend Schlaf, erholsame und bildende Lektüre angefüllt waren, sondern... auch der selbstkritische Schüler wird auf die Dauer dankbar den Wert unbeschwerter, froher Erholungsferien einsehen und schätzen. Frau U. Strotmann

Ich kann nun nicht kurz heraus sagen, daß ich für oder gegen die Ferienarbeit sei. Es gibt für beide Einstellungen gute Gründe. Vorrangig sollten die Ferien für eine wirklich vernünftige Erholung genutzt werden. Deshalb ist es sicher nicht gut, für die ganze Ferienzeit Arbeit anzunehmen.

Für etwa die Hälfte der Ferienzeit halte ich Arbeitsübernahme gut möglich und auch für sehr gut im Hinblick auf das spätere Leben.

Die Arbeit sollte nicht primär auf Geld verdienen ausgerichtet sein. Ich achte es aber durchaus, wenn jemand sich dadurch selbst Mittel beschafft für die weitere Ausbildung, für Bücher, für eine Lehrfahrt oder auch eine Urlaubsreise. Ich meine auch, daß dadurch das Verständnis für die Schwere, aber auch für die Schönheit der Arbeit geweckt würde. Ich denke auch mit Hochachtung an alle jene, die sich in Pflegeberufen einsetzen und dadurch mancher Krankenschwester und anderen Entlastung oder auch Urlaub ermöglichen. Zusammenfassend möchte ich sagen: Die Arbeit schadet niemand, der gesund und kräftig genug dazu ist. Jeder, der sich für Führungsaufgaben in der Gemeinschaft vorbereitet, sollte sich bemühen, das Leben der Arbeit vielseitig kennenzulernen.

Franz Falke, Ibbenbüren
Mitglied des Deutschen
Bundestages (CDU)

EIN POLITIKER

Die Anforderungen, die heute an den wachsenden Menschen gestellt werden im Rahmen seiner schulischen Ausbildung, sind nicht gering. Durch die im Alltag infolge Neigung, Begabung, Anregung, durch Presse, Funk u. ä. an den jungen Menschen herangetragenem zusätzlichen Belastungen und Ablenkungen, wird die Leistungsfähigkeit des durchschnittlichen Schülers voll und ganz ausgelastet. - Der Schüler hat eine gewisse Ferienzeit unbedingt nötig. - Wenn ein Schüler von sich aus den Wunsch hat, zu arbeiten, sich zusätzlich Geld zu verdienen, das ihm das Elternhaus nicht geben kann, so ist das nicht immer abzulehnen. Aus pädagogischer und soziologischer Sicht kann ein solcher Arbeitseinsatz in vielen Fällen gebilligt werden und der Entwicklung dienlich sein. Es ist vielleicht zu fördern, daß der junge Mensch das Erleben der „Arbeit in der Gemeinschaft der anderen“ kennenlernt. So einfach ist das nämlich gar nicht für die Schüler. Eigene Erlebnisse und Beobachtungen zeigen, daß die „Schüler“ sich durchsetzen müssen, beweisen müssen, daß sie auch arbeiten können und wollen. Und doch hören die Hänseleien auf diesen Arbeitsstellen niemals ganz auf. Ein erzieherischer Wert ist einem solchen Einsatz keinesfalls abzuprophen.

Der Arbeitseinsatz eines Schülers ist dagegen in jedem Fall abzulehnen, wenn er körperlich aus irgendwelchen Gründen nicht dazu in der Lage ist, wenn er körperlich die von ihm geforderte Arbeit

nicht leisten kann oder nur unter erheblichen Überanstrengungen. Dazu müßte in Zweifelsfällen der Hausarzt zu Rate gezogen werden. Auch aus pädagogischen Gründen kann eine solche Ferienarbeit abgelehnt werden. Es ist für die Wertung von „Arbeit“, „Verdienst“, „Leistung“ und für das Hineinwachsen des jungen Menschen in das, was wir Staat, soziale Ordnung, Gemeinschaftsgefühl, Verantwortungsbeußtsein, mit einem Wort „Humanitas“ im weitesten Sinn des Wortes nennen, nicht gleichgültig, was ein junger Mensch mit „seiner Arbeit und seinem Geld“ anfängt.

Abzulehnen ist auch, daß die ganze Ferienzeit mit körperlicher Arbeit oder Verdiensthäschereien ausgefüllt ist. Der junge Mensch muß zur Auffrischung seiner geistigen und körperlichen Kräfte eine Entspannungszeit haben, sonst kann er den Anforderungen der Entwicklungs- und Schulzeit nicht nachkommen. Es scheint mir fast banal, auch hier den Begriff der „Muße“ wieder anzuführen. Auch der junge Mensch - vielleicht noch mehr als der ausgewachsene - muß Arbeit und Freizeit in ein harmonisches Gleichgewicht bringen, sonst kann er nicht reifen und wachsen. Wenn daher vielfach der Anteil „Arbeit“ überhandnimmt, dann ist wirklich zu fragen: Warum? Versteht der junge Mensch noch nicht oder überhaupt nicht den Begriff der Arbeit, der Muße, des Lernens, der Schule? Haben Schule und Elternhaus versagt? Weiß er auf der Oberstufe einer höheren Schule

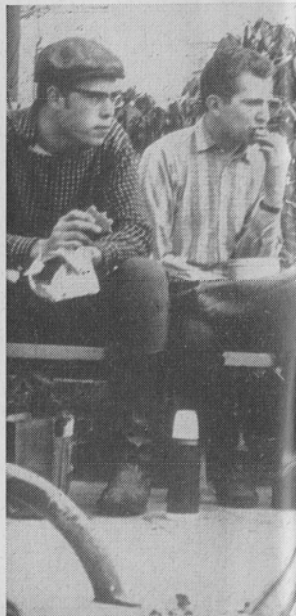
immer noch nicht, daß der Lebensinhalt eines Menschen nicht allein aus „money“ besteht. Moped, Kofferradio oder tragbares Fernsehgerät usw. scheinen doch wohl etwas übertrieben. Wenn ein junger Mensch den Wunsch hat, eine Reise zu finanzieren - bitte, aber nicht Riviera oder Cannes - Liebhabereien zu fördern, ich denke dabei an Dinge, die ihm für sein Reifen förderlich sind, wie Schallplatten, Theaterbesuche, Bilder, Malerei, Tonbandgeräte, Sportreisen und dgl. oder Briefmarken, Münzsammlungen, Musikinstrumente, so ist das jederzeit zu respektieren. Jedoch Geldverdienen, um später das Erarbeitete zu verschleudern, damit anzugeben, ist in diesem Zusammenhang abzulehnen.

Über Tag acht und mehr Stunden schwer körperlich arbeiten, dann des Nachts noch als „Liebhabermusiker“ in Kapellen zu spielen und den Schlaf vielleicht auf die kommende Schulzeit zu verschieben, ist doch wohl ein Raubbau an der Gesundheit, der nicht mehr zu verantworten ist.

Allgemein wäre Arbeit im Freien vorzuziehen. Aber auch alle anderen Arbeiten können entsprechend den Anlagen ausgeführt werden, ich denke an Büroarbeiten, technisches Zeichnen oder andere. Abzulehnen ist jede Nacht- und Akkordarbeit. Man kann sagen, die Forderungen des Jugendschutzgesetzes über die Arbeitsform geben ein gutes Bild der Möglichkeiten.

Dr. Niesert, Lengerich

EIN ARZT



EIN LEHRER

Es gibt keine generell eindeutige Antwort auf diese Frage.

Die Ferien sollen der Entspannung und Erholung von den Anstrengungen der Schularbeit und der Schaffung neuer Kräfte für den nächsten Arbeitsabschnitt dienen. Doch hängt es von der physischen Verfassung eines Schülers ab, wieviel Zeit er zur Erholung und Regeneration braucht. Die physische Verfassung ist bekanntlich individuell recht verschieden und wechselt zudem noch in den einzelnen Phasen der körperlichen und geistigen Entwicklung.

So brauchen Schüler der Unter- und Mittelstufe in der Regel mehr Erholungszeit als Angehörige der Oberstufe.

Hieraus muß nicht unbedingt geschlossen werden, daß Schülern der Oberstufe mehr Zeit für Ferienarbeit zur Verfügung stehe, könnte doch das zur Regeneration nicht benötigte Quantum Zeit durchaus auch zur Auffüllung von Wissenslücken und damit a) zu seelischer Hygiene im Hinblick auf Versetzung und Abitur, b) auf Verbesserung der Chancen für die endgültige Lebensgestaltung verwendet werden.

Denn des öfteren wird doch über dem Nahziel einer momentanen Wunschbefriedigung das Fernziel nicht mehr gesehen: ein möglichst gutes Endergebnis in der Schulleistung als Bildungsoptimalvoraussetzung der Platzierung im Berufsleben, das man im allgemeinen unter

selbstgeschaffenen Bedingungen dann über ziemlich lange Zeit durchstehen muß.

Ja oder Nein zur Ferienarbeit hängt darum von der physischen Verfassung und vom Leistungsstand eines Schülers ab.

Die erfolgreiche Anwendung des Maßstabs der physischen Verfassung und der Schulleistung zur Entscheidung des Problems der Ferienarbeit wird jedoch seitens mancher Schüler und Eltern durch folgende negative Momente verhindert:

1. Naturbedingtes Kurzfristen-denken des Menschen: sog. tierischer Denkestil.

2. Unfähigkeit zur Hemmung aktueller, jedoch nicht lebensnotwendiger Wünsche im Konsumgüterbereich infolge werbungs-, gruppen- und auto-suggestiver Einflüsse bei konformistischer Gemütsverfassung und mißverständener „Gleiches Recht für alle“-Parole: sog. „Man“-Moral.

3. Zeitgeschichtlich-politisch bedingte Einschränkung des Wertgefühls auf materielle Werte als Wertrangordnungssurrogat: je nach Aspekt „Potsdam“-„Wallstreet“- oder „Giro“-Moral.

Aber auch eine Reihe positiver Momente erschweren oder verhindern die richtige Entscheidung seitens mancher Schüler:

1. Der Wunsch, ein anderes Milieu kennenzulernen und sich in ihm zu bewähren.

2. Das Streben, selbstverdientes Geld zu besitzen und

als unwürdig empfundene Bittgänge zu den Eltern zu vermeiden.

3. Der Wille, den schmalen Etat des Elternhauses direkt oder indirekt aufzubessern und damit die Eltern zu entlasten.

Folgende Konsequenzen erscheinen sinnvoll:

1. Die negativen Momente sollte man durchschauen und als Motive ausschalten. Dies ist ein Gebot der Selbstachtung sowohl als auch eines wohlverstandenen fernzielorientierten Eigeninteresses.

2. Ergibt eine kritische Bilanz, daß physische Verfassung und Leistungsstand Zeit übriglassen, so sind die positiven Momente legitime Motive für Ferienarbeit.

Ferienarbeit kann dann neben dem materiellen Gewinn fruchtbare Einblicke in das Wirtschaftsleben bieten und so Erfahrungshorizont und Beweglichkeit vergrößern.

3. Die Entscheidung sollte fallweise nur dann nicht nach dem Maßstab der physischen Verfassung und des Leistungsstandes getroffen werden, wenn die Einkommensverhältnisse im Elternhaus objektiv nicht ausreichen und alle anderen Möglichkeiten zur Verbesserung der finanziellen Lage ausgeschöpft sind. Doch darf es sich hier eben nur um ein fallweise Vorgehen in ständigem Bewußtsein der Gefährlichkeit der Entscheidung im Hinblick auf das Fernziel handeln.

Bruno Gizewski



Gibt es bald längere Ferien? Man munkelt was von acht Wochen Sommerferien und von der Versetzung im Herbst — von wegen der Angleichung der europäischen Schulsysteme. Große Dinge werfen ihre Schatten voraus.

Zum ersten Male haben in diesem Jahr in manchen Bundesländern die Schulferien bereits fünf Wochen vor Ostern begonnen. In allen Bundesländern ist die Zahl der Ferientage einheitlich auf 85 Tage festgesetzt, nur ihre Lage differiert. 235 Schultage gelten als verpflichtend; sie sind ein Minimum, wenn man das Klassenziel erreichen will. So scheint es wenigstens. In Frankreich sind es dagegen nur 184 Schultage, ein gutes Viertel weniger, in Italien sogar nur 154. Dafür hat man in Frankreich auch die Ganztagschule, die Rechnung geht trotzdem nicht auf: Mehr als 10 000 Stunden verbringt ein deutscher Schüler auf der Schulbank bis zur Schulentlassung; bei gleichfalls achtjähriger Schulzeit bringt es der kleine Franzose nur auf 8640 Stunden. Leichter hat es nur der deutsche Schulanfänger, dem bei uns nur 18 Wochenstunden zugemutet werden, während sein französischer „Kollege“ gleich die Last von 27 Wochenstunden aushalten muß.

Trotz gleicher Ziele der Erziehung bestehen in den verschiedenen Ländern höchst unterschiedliche Erziehungsformen. Freilich fällt der Vergleich nicht eben leicht. Schon bei der Terminologie beginnt die Schwierigkeit: 352 Unterrichtsfächer enthalten die Lehrpläne von insgesamt 73 Ländern der Erde; zum Glück lassen sie sich im Kern auf etwa ein Dutzend reduzieren. Die Dauer einer Unterrichtsstunde schwankt zwischen 25 und 60 Minuten. Viele Länder,

Wir fordern längere Ferien

vor allem sogenannte Entwicklungsländer, müssen sich mit einer sechsjährigen Schulpflicht begnügen, während die Sowjetunion in den Städten bereits eine zehnjährige Volksschule besitz.

In Ceylon kommen die Kinder schon mit 5 Jahren zur Volksschule, in Thailand oder Indonesien hingegen erst im achten Lebensjahr, und in den Dörfern der Paraguays müssen sie sogar warten, bis sie 9 Jahre alt geworden sind. Mit einer fünfjährigen Ausbildungszeit für Grundschullehrer steht die Sowjetunion an der Spitze, während andere Länder sich zum Teil noch mit zwei Jahren Studium für Volksschullehrer begnügen.

Mit dem Fächerdreiklang „Lesen, Schreiben, Rechnen“ kommt man längst nirgendwo aus. Religionsunterricht gibt es zwar nur noch in jedem zweiten Land der Welt; in den Ostblockstaaten wird es nur in Polen — fakultativ natürlich — erteilt. Dafür sind neue Fächer in den Lehrplan aufgenommen worden. Staatsbürgerlichen Unterricht gibt man in China gleich 15 Wochenstunden. Fast nirgends wird mehr auf den musikalischen Unterricht verzichtet; mit 10 Wochenstunden liegt die darauf verwandte Zeit in Deutschland fast an der unteren Grenze.

Erstaunlich viele Länder lassen ihre Kinder schon auf der Volksschuloberstufe eine erste Fremdsprache lernen; besonders viel Zeit müssen die Kinder in zweisprachigen Staaten wie Belgien, Ghana, Tunesien und Luxemburg darauf verwenden. „Sozialkunde“ wird vor allem in Japan, Südafrika und Norwegen unterrichtet. „Internationale Verständigung“ ist Lehrfach in manchen Staaten der USA, „Praktische Arbeit“ hat man für die Volksschulkinder in der Sowjetunion seit 1955 ange-

ordnet, worauf Ungarn, die Tschechoslowakei, Polen und Rumänien ein Gleiches taten.

Die Reformtendenzen im allgemeinen Schulwesen sind durchaus in allen Ländern gemeinsam. Überall sind die Lehrpläne heillos überlastet, überall haben die Veränderungen im sozialen Gefüge zu erhöhten Anforderungen an die Schule geführt, überall ist die Stellung des Lehrers in der Gesellschaft einem tiefgehenden Wandel unterworfen; — nirgends aber hat man bereits eine optimale Lösung gefunden, um das Mißverhältnis zwischen traditionellem Bildungsplan und veränderter Situation des heranwachsenden Menschen zu überbrücken.

Greift man aus den zahlreichen Strömungen einer Schulreform die allgemeinsten heraus, dann zeigt sich folgendes: Man glaubt, die Schüler nicht mehr dadurch auf das Leben vorzubereiten, daß man ihnen einen festen Bestand an Wissen und fertigen Kenntnissen einprägt und sie zu strafdisziplinierter erzieht. Vielmehr ist es die Aufgabe der Schule geworden, die Offenheit des Geistes im Schüler zu entwickeln, ihn zu befähigen, sich auf Fragen einzustellen, geistige Neugier und den Drang zu spüren, Probleme und Aufgaben lösen zu wollen. Infolgedessen wandelt sich die Lehrer-Schüler-Beziehung vom traditionellen Herrschaftsverhältnis zu dem der Partnerschaft und Zusammenarbeit. Der Lehrer ist nicht mehr der Souverän — weder der wohlwollende noch der absolute — in jenem Königreich, das seine Klasse darstellt.

Er wird zum erprobten Berater, zum Mitarbeiter, zum Trainer des Kindes, der ihm lernen hilft. Er erzieht es zu Freiheit und Verantwortung und nicht mehr zu bloßem Gehorsam.

Spanien: Una, Granada, Libre.

Ein Spanien! Ein großes Spanien! Ein freies Spanien! — So steht es im spanischen Wappen.

Mein Freund Gonzalo deutet die Inschrift auf seine Weise: Ein Spanien: — gäbe es zwei, würden alle in dem anderen wohnen.

Ein großes Spanien — in seinem Territorium finden auch die Amerikaner Platz.

Ein freies Spanien — in Spanien gibt es eine Freiheit, um im Toto 1, 2 und x zu tippen.

Am Anfang eines politischen Gesprächs mit einem Spanier steht der Witz, der Humor, der ein wesentlicher Bestandteil des so liebenswerten Volkes ist. Man lacht, man spottet, man witzelt — und man streikt. Witz und Streik. Diese beiden haben in Spanien Brüderschaft geschlossen. Unmöglich? Nein, denn sie haben eine gemeinsame Grundlage.

Sie sind politische Ausdrucksmittel, Ersatz für das vollkommene Fehlen einer politischen Information und Meinungsäußerung.

„Weißt du,“ so erzählte mir mein Freund Paco, „in Spanien gibt es eine Pressefreiheit; denn wir können zwischen den Zeitungen ABC, Ya, Pueblo und Arriba frei auswählen.“ Der Inhalt jedweder Zeitung, jedweder Zeitschrift, jedweder Veröffentlichung jedoch unterliegt einer politischen Zensur. Gefiltert, geklärt, gereinigt und daher politisch einwandfrei erscheinen die Zeitungen. Das Pressegesetz von 1938, das unter dem Eindruck des Bürgerkrieges entstand, findet noch seine Anwendung. Es wird nur durch die Flüster-Nachrichtenvermittlung umgangen. Alles, was ich daher über den Streik weiß, ist mir mit Ausnahme der staatlichen Erklärungen — die Kommunisten sind an allem schuld — zugeflüstert.

SPANIEN DAS SORGEN- KIND EUROPAS

Werner Schmitz
aus Hopsten studierte
8 Monate lang in Madrid
und schrieb uns diesen
Bericht

FÜR DIE DEMOKRATIE UNBEGABT ?

Zu Witz und Streik gesellt sich die Tertulia. Tertulia, das Gespräch der Siesta, das Plaudern nach dem Essen. Sie dauert gewöhnlich 1 bis 2 Stunden (und manchmal kann man sie mit der deutschen Bierfischpolitik vergleichen). Diese drei sind Ausdruck einer politischen Apathie — auch der Streik — der nicht aktiven Teilnahme an der Politik. Sie vermögen die Politik, das Regime nicht zu ändern. Sie sind Zeichen einer Unzufriedenheit.

An diesem Punkte angelangt, müssen wir jedoch auf einen scheinbaren Widerspruch hinweisen, der nur zu sehr die Fülle, die Vielfalt des spanischen Wesens aufzeigt. Apathie bedeutet letztlich Konformismus; denn sieht man von sehr vielen Äußerungen, Erscheinungen der spanischen Politik ab, im letzten Grunde befürwortet der Spanier das politische System. Ein Ausländer z. B., der einem Spanier gegenüber die Regierung angreift, findet sehr oft fast in jedem Spanier einen heftigen Verteidiger seiner Regierung. In der Siegesparade dieses Jahres war es gerade die Guardia Civil, die spanische Polizeitruppe, die den meisten Beifall erhielt. Zufall? Nein; denn der Spanier befürwortet im Innern seines Wesens einen Obrigkeitsstaat. Dieser Staat gewährt ihm Sicherheit, dieser Staat bedeutet Beständigkeit.

Jedweder oder fast jedweder politischer Widerstand in Spanien äußert sich im Extremismus. Als ich während der Unruhen an der Madrider Universität mit einigen Kommilitonen sprach, ist mir dieses wie nie zuvor klargeworden. „Morgen bringe ich eine Pistole mit,“ so erklärte mir wörtlich ein Student. Eine Pistole? Wozu? Die Antwort: der Obrigkeitsstaat findet seinen Gegenpol im Anarchismus. Das Beklagenswerteste aber ist dieses: die Gleichgültigen



und die Extremisten geben einer Demokratie in Spanien keine Zukunft. In Spanien scheint es keine Mittellösung zwischen Obrigkeitsstaat und Anarchie zu geben. Die spanischen Demokratien haben ihren Kredit verloren; die erste Demokratie dauerte ganze 11 Monate, die zweite nur 5 Jahre.

Und die Jugend? Außer meiner Wirtin, die 70 Jahre zählt, und ihrem Sohn von 50 Jahren kenne ich die ältere spanische Generation kaum. Meine Freunde, Bekannten sind Jugendliche, sind die neue Generation. Alles, was ich also bislang geschrieben habe, trifft in erster Linie auf die Jugend zu.

Man würde jedoch der spanischen Jugend Unrecht tun,

ließe man eine kleine Minderheit unerwähnt. Es gibt in Spanien eine kleine Gruppe von Schülern und Studenten, die im Verband mit anderen Akademikern äußerst verantwortungsbewußt lebt. Ihr Beitrag zur spanischen Gesellschaft ist z. B. — im Rahmen der Laienbewegung Opus Dei, um nur eine zu nennen — der Aufbau einer neuen katholischen Universität zu Pamplona, mehrere Arbeiterbildungszentren in Madrid und in anderen Städten und einem Fortbildungszentrum für Industriedirektoren und -manager in Barcelona . . .

Die Neugründung besagter Universität durch das Opus Dei gab den Anstoß zu den studentischen Demonstrationen in Madrid, die ich miterlebt

habe. Die Nachricht von der staatlichen Anerkennung dieser Universität fiel zusammen mit der Erklärung des Ausnahmezustandes in den spanischen Streikprovinzen. (Nach dreiwöchigem Streik war dieses die erste Meldung offizieller Art.) Am folgenden Morgen begannen die Demonstrationen der Studenten in Madrid. „Opus no — Bergarbeiter si“, so hieß es auf einem Plakat. Der Protest nahm dadurch zweifelsohne eine politische Note an, ohne daß sich 80 Prozent der Studenten — Apathie — dessen bewußt wurden. Er wurde daher von der Polizei unterbunden, setzte sich aber durch Sitzstreiks und nächtliche Belagerungen der Universität für eine weitere Woche fort. Es

hagelte empfindliche Geldstrafen für die Rädelsführer, und damit ließ man die Sache auf sich beruhen.

Die Demonstrationen offenbaren einen weiteren Charakterzug des Spaniers: Er sträubt sich gegen jedwede Manifestation der Kirche nach außen hin; er erscheint zuhöchst antiklerikal und antikirchlich. Dennoch ist er im Innersten seines Herzens ein gläubiger Mensch. Aus dem Dogma der Kirche heraus erwachsen ihm keinerlei Schwierigkeiten und Probleme. Er glaubt. Aus dieser Tatsache heraus ist er Optimist. Er läßt sich taufen, heiratet kirchlich und in seiner Todesstunde verlangt er nach einem Geistlichen, um sein Leben christlich zu beschließen. Selbst ein Großteil

der scheinbar heftigsten Feinde der Kirche macht hier keine Ausnahme.

Die katholische Lehre ist in Spanien Staatsreligion. Es ist ein zu weites Feld, nähere Ausführungen hierüber an dieser Stelle zu geben. Eines sei jedoch betont: die Kirche ist nicht etwa Sklavin des spanischen Regimes. Kirche und Staat haben viele gemeinsame Interessen. Daß sie auch verschieden sein können, beweisen einige Redeverbote für spanische Geistliche und Bischöfe. Und die Streiks! Ihr Ursprung ist letztlich religiöser Art. Sie gehen zurück auf ein wachsendes religiös-soziales Bewußtsein der Arbeiter im Sinne der Enzyklika Mater et Magistra. Man hat jedoch versucht — und zwar sehr stark —, den Streiks eine politische Richtung zu geben. Der Kommunismus scheint dabei eine starke Rolle zu spielen. Die jüngsten Bombenanschläge in Madrid, von deren Auswirkungen ich mich selbst überzeugen konnte, scheinen umstürzlerischen Gedankengängen zu entspringen. Eine Gefahr für die Regierung bedeuten sie nicht.

Spanien ist wie eine Schulklasse, so sagte Ortega y Gasset einmal. Der Lehrer geht fort und ermahnt seine Schüler: „Wenn ich zurückkomme und finde euch zankend vor, werde ich euch bestrafen.“ (Ist Franco dieser Lehrer?) Was Ortega y Gasset sagen wollte, ist, daß dem

Spanier ein Gefühl, ein Sinn für die Gemeinschaft fehlt. Er ist Individualist mit all seinen Vorzügen und Nachteilen. Es hieß die Gastfreundschaft dieses Volkes mißbrauchen, wollte ich die Schattenseiten seines Individualismus aufzählen. Was meine Person angeht — und damit wollen wir die Sache auf sich bewenden lassen —, so wurde ich einmal Opfer dieses mangelnden Gemeinschaftssinnes.

Vor einigen Tagen bummelte ich durch die Straßen Madrids, meine Sinne waren irgendwo, nur nicht auf die Straße gerichtet. Plötzlich platscht ein heftiger Wassergerausch über mich nieder. Attentat? Nein. Eine brave Hausfrau schüttete nur ihr Wasser vom 4. Stock auf die Straße. Vielleicht hat sie gedacht: Was geht der da unten, wo bei mir die Abflüßleitung verstopft ist.

„Hago lo que me da la gana . . . ich mache nur das, wozu ich Lust habe . . .“ ist wohl der am meisten gebrauchte Satz eines Spaniers. Der Individualismus, der daraus spricht, ist nicht etwa eine eingebilddete Kraft, nein, er ist Ausdruck des innersten Wesens. Er ist schöpferische Kraft. Beredtes Beispiel hierfür geben die spanischen Kathedralen.

Manchmal erscheinen uns Deutschen oder dem nordischen Menschen schlechthin die Handlungen der Spanier lächerlich. Aber die Spanier

sind immer sie selbst. Sie leben ihr Leben.

Die spanische Jugend lebt nicht einen Elvis-Presley- oder James-Dean-Kult. Sie liebt keine Crew-Cut- oder Kaugummi-Uniformiertheit, keine Bartmode oder Existentialistenmystik. Sie findet sich nicht in Teddyboysgruppen oder Vespaklubs. Sie ahmt nicht den (französischen, belgischen und italienischen) Belmondismus nach. (Belmondismus = Lebensstil der Jugend besagter Länder nach Belmodo, einem französischen Regisseur vieler Filme mit Bardot, Delon etc.)

Sie ist ungerne Soldat (auch die Mädchen müssen eine Art Militärrpflicht im Dienste der Krankenpflege, der Fürsorge machen). Sie läßt sich nicht organisieren (obwohl ein jeder Student Mitglied der Studentengewerkschaft sein muß). Die niedrigen Mitgliederzahlen der Falange, der Staatsjugend, beweisen das. Hier ist der Beitritt freiwillig. In Spanien gibt es keine Kleidungsleichmacherei im Müller-Wipperfurch-Stil. Auffallend gering sind die Geschäfte mit Fertigteilern, besonders für Mädchen. Man bemüht sich auch äußerlich, die eigene Note zu wahren.

Die Jugend besitzt eine erstaunliche Reife des Urteils. In ihren Handlungen ist sie bewundernswert selbständig.

Spanien ist ein singendes Land. Ein jeder Spanier kennt die Lieder seiner Provinz, sei-

nes Landes. Die studentische „tuna“ oder „estudiantina“ gibt es in jeder Fakultät. In der tuna durchreist der spanische Student die ganze Welt: Südamerika, Nordamerika, Europa. Mitglied einer tuna zu sein, ist der Schwarm eines jeden spanischen Studenten. „Clavelitos de mi Corazon . . . Nadelstiche in meinem Herzen“. Hierin spiegelt sich die Romantik des spanischen Studentenlebens wider.

Da nicht jeder Student Mitglied seiner Fakultätstuna sein kann, gilt sein weiteres Streben seiner beruflichen Ausbildung. Die heutige Jugend studiert mehr, sie arbeitet mehr als die ältere Generation. Sie begegnet jedoch großen Schwierigkeiten bei ihrer beruflichen Anstellung. Aus diesem Grunde blickt sie hoffnungsvoll auf Europa. Sie lebt europabewußt.

Zum Schluß möge der Leser mir verzeihen, daß ich immer vom Spanien, von der spanischen Jugend sprach. Gemeint ist natürlich jeder einzelne Spanier, der Paco, der Nacho, der Miguel und Andres, die Maria-Dolores, Mari Carmen, Conchita und Maite. Ich bin mir bewußt, daß ein Großteil der spanischen Menschen mit den klangvollen Namen nicht in den aufgezeigten Rahmen paßt. Dafür sind sie eben Spanier, denn jeder Spanier ist eine Welt für sich.

Eine Diktatur in der EWG ?

„Wir können es uns nicht leisten, eine Diktatur wie Spanien, selbst wenn sie harmlos zu sein scheint, in die Gemeinschaft der Demokratien, in die EWG, aufzunehmen, ohne die demokratischen Prinzipien zu verraten“, sagte neulich in einer Fernsehdiskussion der britische Labour-abgeordnete Crossman. Es gibt hierüber keine Diskussion: Spanien ist eine Diktatur. Es besteht noch keine Presse- und Redefreiheit in unserem Sinne, obwohl sich auf diesem Gebiete in den letzten Wochen schon viel getan hat.

Politische Gegner werden zwar nicht ermordet, aber immerhin ins Exil geschickt. Und es bestehen Zweifel, ob das Franco-Regime von der Mehrheit der Bevölkerung getragen wird, wenn man z. B. von den großen Streiks in den spanischen Bergbaugebieten hört.

Das ganze Problem wäre also bereits gelöst, wenn man sich in der Politik nach Prinzipien richtete! Leider hat man sich aber auf westlicher Seite nie um moralische und prinzipielle Erwägungen gekümmert, wenn man einen Vorteil für sich erhoffte, 1941 genau so wenig wie heute.

Die USA unterhalten nämlich bereits seit 1953 mit Spanien ein Militärbündnis, das sie zum Bau mehrerer Flugplätze für die USA ermächtigt. Sie hielten den Südostpreiler Europas für so wertvoll, daß sie sich durch den Diktator Franco wenig stören

ließen. Auch in der Bundesrepublik tauchte vor einiger Zeit die Forderung auf, Nachschub- und Versorgungsbasen der Bundeswehr in Spanien anzulegen.

Infolgedessen findet Spanien in den USA und der BRD auch Befürworter seiner Aufnahme in die NATO und EWG. Sie nehmen, angesichts der zweifellos größeren Gefahr aus dem Osten, das „kleinere Übel“ Spanien notgedrungen in Kauf. Man darf auch nicht vergessen, daß wir mit der Türkei und Portugal bereits zwei ähnliche Diktaturen in der NATO haben. Außerdem sollte man nicht von vornherein behaupten, die Demokratie sei für ein unterentwickeltes Land, wie Spanien es zweifellos darstellt, unbedingt die beste Staatsform. Es ist sogar eine Tatsache, daß die Diktatur bei der wirtschaftlichen Entwicklung eines Landes, bedingt durch die größere Macht in staatlicher Hand, viel größere Wirkungsmöglichkeiten hat. Diese Möglichkeiten auszunutzen, wäre Sache der EWG-Kommission in Brüssel, an deren Weisungen Spanien im Falle seines Beitritts zweifellos gebunden wäre. (Die Frage, ob Assoziierung oder Vollmitgliedschaft, ist hier nicht wichtig, da es sich dabei um eine rein wirtschaftliche Frage handelt.) Schließlich wird man im Falle eines Beitritts Spaniens auch viel mehr für den einzelnen Spanier tun können, als wenn das Land von den Nachbarn boykottiert wird.

Noch einmal Spanien



Durch die zahlreichen Kontakte und Verflechtungen auf wirtschaftlichem Gebiet (Fremdarbeiter und Ansiedlung ausländischer Firmen in Spanien) muß es zwangsläufig zur Liberalisierung und Demokratisierung des spanischen Lebens kommen.

Die angeblich prinzipiellen Bedenken vieler Engländer und der skandinavischen Völker kommen auch aus anderen Quellen. Man müsse die Stütze des katholischen Blocks

verhüten, sagte Crossman allen Ernstes. Seit wann in der EWG und der NATO allerdings nach religiösen Gesichtspunkten entschieden wird, ist mir unbekannt.

Es bleibt uns also nur die Alternative: entweder paktieren wir nicht mit Diktaturen, dann aber auch gar nicht, oder wir nehmen sie angesichts unserer Notlage als das kleinere Übel in Kauf und verwenden gleichzeitig unseren ganzen Einfluß, um eine Libe-

ralisierung dieser Diktaturen zu erreichen. Es ist aber inkonsequent, wenn man einerseits die Vorteile der geographischen Lage Spaniens für seine strategischen Ziele einsetzt, es andererseits aber als „verdammungswürdige“ Diktatur hinstellt.

Gerd Althoff, Ola

Good morning
boys and girls,

teaching has been the most difficult thing ever since man tried doing so: only pupils are mistaken. By coming across these persons it must be easy to portray one another, especially teachers, as you can find them everywhere in schools where they are charming and you so beautiful.

There are, however, several possibilities of meeting me: most of you see me arriving or going in my accompaniment; others are glad to be taught English or Sports by me: which fact I learn facewisely. Others I meet when settling affairs in Ibbenbüren. Well, as to me that 's necessary as I live beyond the horizon, i. e. if looking out of a



portrait

school window. You know everything is with me as it should be: I visited school as you do; I studied English, German, Sports and Philosophy as you 'll do later, perhaps; I didn't want to miss pleasant university towns nor will you; I have travelled as you've been doing, I hope. I passed my exams and, for the time being, I'm among your teaching staff, i. e. I belong to the charming persons, by appointment.

I'm sorry for my evasive arguing but, all of you will remember the difference between charming and beautiful: in this context, a beautiful person is one we see, a charming person one whom you - - - see. Lothar Dusza

Schulferien 1963 in den Bundesländern

	Oster- bzw. Frühj.-Ferien	Pfingst- ferien	Sommer- ferien	Herbst- ferien	Weihnachts- ferien
Baden-Württembg.	8. 4.—22. 4.	4. 6.— 8. 6.	29. 7.—14. 9.	28. 10.— 2. 11.	23. 12.—4. 1.
Bayern	6. 4.—22. 4.	1. 6.— 9. 6.	18. 7.— 2. 9.	30. 10.— 2. 11.	21. 12.—7. 1.
Berlin	1. 4.—17. 4.	1. 6.— 8. 6.	11. 7.—21. 8.	1. 10.— 8. 10.	23. 12.—7. 1.
Bremen	1. 4.—17. 4.	1. 6.— 8. 6.	11. 7.—19. 8.	3. 10.—12. 10.	23. 12.—7. 1.
Hamburg	16. 3.— 2. 4.	1. 6.— 8. 6.	4. 7.—14. 8.	30. 9.— 5. 10.	23. 12.—6. 1.
und	12. 4.—16. 4.				
Hessen	1. 4.—17. 4.	1. 6.— 8. 6.	10. 7.—20. 8.	30. 9.— 5. 10.	21. 12.—7. 1.
Niedersachsen	1. 4.—16. 4.	1. 6.— 8. 6.	4. 7.—14. 8.	4. 10.—14. 10.	23. 12.—6. 1.
Nordrhein-Westf.	3. 4.—16. 4.	31. 5.—10. 6.	25. 7.— 4. 9.	21. 10.—26. 10.	20. 12.—6. 1.
Rheinland-Pfalz	6. 4.—22. 4.	1. 6.— 8. 6.	18. 7.—28. 8.	14. 10.—22. 10.	23. 12.—6. 1.
Saarland	8. 4.—10. 4.	1. 6.— 8. 6.	18. 7.— 2. 9.	30. 10.— 2. 11.	21. 12.—8. 1.
Schleswig-Holstein	1. 4.—16. 4.	1. 6.— 8. 6.	4. 7.—14. 8.	27. 9.— 8. 10.	23. 12.—4. 1.

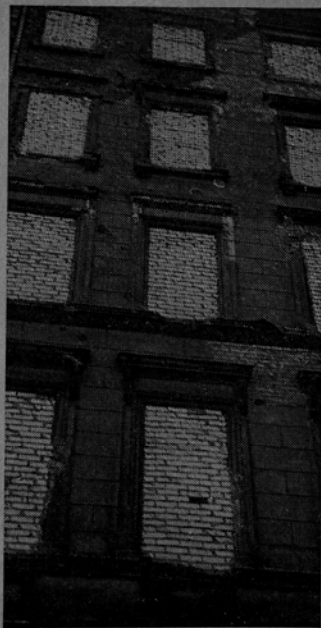
ES IST ALLES NICHT SO SCHLIMM, DORT DRUBEN?

„Wieviel Geld haben Sie bei sich?“
fragt der Kontrolloffizier höflich.

Wir sind in Ostberlin, müssen Sie wissen.
Ostberlin - U-Bahnhof Friedrichstraße.

Es ist ja gar nicht so schlimm, wie es in den
Zeitungen steht. Erst müssen mal alle
vorgefaßten Urteile und alles, was immer
erzählt wird, über Bord! Mit Objektivität
gehen wir nun an die Sache heran. Ach, sieh
mal, da ist ja ein Restaurant. Und so teuer ist
das Essen gar nicht. Der Vopo vorhin war doch
auch ganz freundlich; und hier, sieh mal,
sogar ein Kabarett haben sie, und das soll
sogar ganz prima sein. So schlimm ist es also
gar nicht. Aber der Geruch überall, der Geruch!
Ein Gemisch aus Benzin, Auspuffgasen und
Ruinen, vor allem wohl Ruinen. Überall dieser
schreckliche Geruch. „Von Ostberlin bis Moskau
und Peking der gleiche. Immer der gleiche
Geruch!“ sagte uns ein Westberliner.

Aber nein, laß' dich nicht so schnell einpacken
von deinen Vorurteilen. All das Zeug in unseren
Zeitungen kann doch auch nur Propaganda
sein; von wohlmeinenden Journalisten maßlos
übertrieben. Da, das Haus ist sogar modern.
Acht Stockwerke, sieht ja genauso aus wie bei
uns. Aber dort die Plakate an der Häuserfront
gegenüber. Rot, grell, schreiend „Lenins Werk
lebt, der Sozialismus siegt!“ - „Schlagt die
Revanchisten“ - „Arbeiter, helf' mit beim Aufbau
des Sozialismus!“ Überall diese schreienden



EIN GESPRÄCH MIT OSTBERLINER STAHLARBEITERN

Plakate. In den Wirtschaften, an den Straßen-
ecken, an den Liftaßsäulen, in den
Schaufenstern.

Überall! Grell, schreiend, rot, geschmacklos.
Man kann sich nicht vor ihnen retten. Man
wird erdrückt von ihnen. Überall Staat,
Sozialismus. Rot. Und die Menschen. Überall
so viele Uniformierte. Und diese Atmosphäre,
so drückend, so lastend, so atembeklemmend. -
Ach, du darfst aber nicht übertreiben. Du
mußt objektiv sein. Du mußt deine
Propaganda-Brille absetzen. Es ist doch alles
gar nicht so schlimm, hörst du, es ist gar nicht
so schlimm!

Weiter im Innern von Ostberlin, in der Nähe
von Pankow, in einer Wirtschaft. Zwei Männer
warten auf ihr Essen. Schon seit einer Stunde.
Die Bedienung kommt an unseren Tisch.
„Was wollen Sie nehmen?“ Wir sehen uns an. -
„Essen können Sie nicht. Das dauert über eine
Stunde, und Kartoffeln haben wir auch nicht!“
Die Leute sind angespannt. Bei jeder
Kleinigkeit explodieren sie. Ich will ein paar
Streichhölzer und gehe an die Theke. Ich warte
drei Minuten und wende mich dann an den
Wirt. Der faucht los: „... Früher haben wir sie
Ausbeuter genannt. Und heute müssen wir
immer noch 14 Stunden am Tag arbeiten.
Was haben wir denn von unserem
„Sozialismus“? schreit er. -

Der Raum ist ungemütlich. Aber was an Gemütlichkeit fehlt, wird durch Plakate wieder wettgemacht. „Dieses Lokal kämpft in der Kattowitz-Brigade für den Titel einer ich weiß nicht mehr was...“

„Das erreichen wir mit guter Bedienung und gutem Essen.“

Und zwei Männer warten seit einer Stunde auf ihr Abendessen. Und es gibt keine Kartoffeln.

Wir setzen uns zu den beiden Männern. Es sind Stahlarbeiter. Sie sind böse, daß sie so lange auf ihr Essen warten müssen. Sie schimpfen auf die Bedienung, auf das Lokal, auf das Regime. Als wir ihnen eine „HB“ anbieten, sind sie begeistert. „Da, willst du mal eine von unserem Kraut probieren? Wenn du davon zehn rauchst, hast du Lungen-TB!“

„So, aus Westdeutschland seid ihr? Aber begeht keine Dummheit! Bleibt nicht hier! Macht keinen Fehler!“ beginnen sie.

„Die Mauer ist eine Schweinerei“, sagen sie. „Aber die Amerikaner waren feige. Sie hätten die Mauer einfach umrennen sollen mit ihren Panzern. Sie hatten nicht genug Mut. Und wir müssen das nun büßen.“

Was sollten wir antworten?

„Sind Sie in der Partei oder in der Gewerkschaft?“ „Nein, wir sind nicht in der Partei und auch nicht in der Gewerkschaft. Natürlich sind wir alle Freunde der Partei“, - das wird in einem spöttischen Tonfall gesagt -, „wenn sie uns auch dazu noch zwingen...“

Überhaupt, die Ostberliner imponieren durch ihre Art, mit den Dingen fertig zu werden. Mit ihrer „Berliner Großschnauze“ reden sie über ihre Probleme - fluchen, spötteln,

schimpfen und...? ... Finden sich mit den Dingen ab, die sie nicht ändern können?

„Schaut euch Ostberlin an. Tot, ohne Leben. Aber nein, wir sind Weltmetropole! Wir überflügeln euch alle!“ spötteln sie.

Und die ganze Zeit läuft der Fernsehapparat und hetzt gegen Strauß, Adenauer und die EWG.

Wie schlecht es den Westdeutschen geht.

Wie ihre Produktion sinkt und die des Ostens steigt. Niemand in dem vollbesetzten Lokal sieht hin. Nur als der Wetterbericht kommt, sehen einige auf.

„Daß hier alles falsch läuft, sieht doch jeder. Ich habe Westberlin gesehen. Denen geht es gut. Aber wir hier? Wir haben nicht einmal Kartoffeln“, schimpft wieder einer der Stahlarbeiter.

„Glauben Sie, daß die Leute hier die ewige Hetzpropaganda gegen den Westen annehmen?“ fragen wir. „Nein! Wir alle haben Westberlin gesehen und können vergleichen. Die meisten glauben dem Propagandagerede nicht!“

„Und die Jugend?“

„Das weiß ich nicht. Möglich, daß sie einiges glauben.“ Das ist das Problem. Unsere Altersgenossen sind in das Regime hineingewachsen, sie kennen nichts anderes. Sie hören nichts anderes als die Propaganda. Und steter Tropfen höhlt den Stein. Und die Zeit arbeitet für den Kommunismus. Sie dürfen nicht studieren, wenn sie nicht in der FDJ sind und sich als „linientreu“ erweisen.

Überall in Ostberlin sahen wir Plakate mit Bildern von Peter Göring. „Geplanter



Feuerüberfall der Westberliner Polizei auf unser Staatsgebiet. Peter Göring starb den Helden Tod für Frieden und Sozialismus!“ Und als wir die beiden Stahlarbeiter nach ihrer Meinung zu dem Tod des Volkspolizisten Peter Göring fragen, antworten sie: „Nein, nein, das glauben wir nicht. Das stimmt ja alles nicht, was in den Zeitungen und auf den Plakaten steht. Ist es denn wirklich wahr? Und wenn es auch stimmt: schießt doch! Schade um jeden Schuß, der vorbeigeht!“ Das ist vielleicht etwas extrem, und wir dürfen diese Stimmung nicht auf die gesamte Bevölkerung verallgemeinern. Aber es zeigt, daß die Bevölkerung die Propaganda nicht ohne weiteres schluckt. „Dürfen Sie denn das hier alles so laut sagen? Fürchten Sie keine Spitzel?“ „Uns ist es egal, ob sie uns ins Gefängnis sperren. Wir sind ganz arme Schlucker. Wir haben ja nichts mehr zu verlieren!“ Langsam gehen wir wieder zurück. Durch die menschenleeren Straßen. Und an den vielen Plakaten vorbei. Kalt, schreiend, rot. Und wir fragen uns, wie ein paar Leute ein ganzes Volk mit dem Gummiknüttel regieren können. Und wie lange? Und als wir wieder in Westberlin sind, atmen wir auf. Und wir schätzen die Demokratie wieder und sind dankbar. Und wenn dir jemand begegnet, der sagt, es ist ja nicht so schlimm, glaub' ihm nicht. Hörst du, glaub' ihm nicht. Es ist schlimm, und das Schlimmste ist noch nicht der Hunger.

GUDRUN HORSTKOTTE
PETER STROTMANN

pro

Stellt man diese Frage in bezug auf Bundeskanzler Adenauer, so heißt es, sie schon zu bejahen. Dieses „Ja“ bedeutet jedoch nicht, daß Dr. Adenauer eine direkte Gefahr für unseren jungen Staat sei, oder daß er sogar als Urheber einer gelenkten Demokratie in Deutschland gelten könne, wie es Sukarno für Indonesien ist. Denn erst durch seine Mithilfe und Führung konnte Deutschland sich vom Zusammenbruch erholen und neu beginnen.

Der Kanzler liebt jedoch zu sehr die Autorität. Er wollte und er will einen großen Teil der Politik selber durchführen. Dieses Alleingehen hat daher in vielen Deutschen die Meinung wachgerufen: Laß das man den „Alten“ machen, bisher ging es ja immer gut. Dieses Denken fördert aber nicht die Einzelverantwortung und das Pflichtgefühl des einzelnen, am Staate mitzuarbeiten, und es schafft somit keine guten Voraussetzungen für eine Demokratie überhaupt.

Hierdurch hat der Kanzler eine Vormachtstellung gewonnen, die er ganz besonders im Kabinett einzusetzen vermag. Es ist also schon die Demokratie im engsten Kreis ihrer Führer stark durch die Autorität beeinträchtigt. Wie sich das auswirkt, zeigen die allgemein bekannten Spannungen zwischen Dr. Adenauer und anderen Kabinettsmitgliedern. Somit kann sich bei uns demokratisches Leben nicht voll entwickeln, da zur ganzen Entfaltung tätige Mitherrschaft des Volkes gehört. Zwar wird

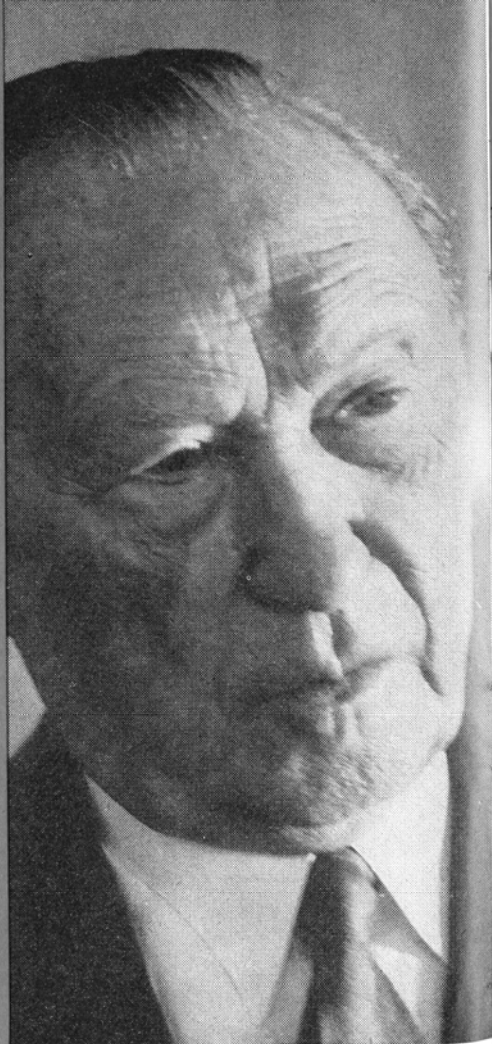
diese Herrschaft allgemein durch gewählte Vertreter des Volkes ausgeübt, jedoch darf die Macht eines einzelnen nicht so groß sein, daß er als alleiniger Bestimmer der Politik gilt, die durchgeführt werden soll.

Es ist auch dem Kanzler eigen, viele Tatsachen zu vereinfachen. Vielleicht hat er dafür besondere Gründe, um seine Politik durchzusetzen. In den Augen des Staatsbürgers aber entsteht dadurch oft ein falsches Bild. Man hat also die Vorstellung, daß eine bestimmte Situation längst nicht so gefährlich und verworren sein kann, wie sie es in Wirklichkeit ist. Durch diese Vereinfachung wird der normale Bürger in seiner Denk- und Aktionsfaulheit bestärkt. Die Demokratie verliert somit eine weitere wichtige Stärke, die darin liegt, daß der Bürger mit Interesse die Schritte seiner Regierung verfolgen kann.

Auch versteht es der Kanzler und damit die ganze Bundesregierung, wichtige Aktionen in die Länge zu ziehen. Dieses zeigte sich erst kürzlich besonders deutlich, als es um Hilfe für die Conger-Kinder ging. Der Staatsbürger verliert das Interesse an solchen Unternehmungen, die sich nur schleppend und mit verwaschenen Umrissen hinziehen.

Es zeigt sich also im ganzen, daß eine zu starke Autorität, sei es die des Bundeskanzlers Adenauer oder eines anderen Staatsmannes, der Demokratie gefährlich sein kann.

Christian Falkowski Ollb



contra

GEFÄHRDET DER KANZLER DIE DEMOKRATIE?

Viele, die den Doktor Adenauer kennen, zählen ihn zu den Naturen, die gern mit der Autorität verheiratet sind. Legal - nach dem Gesetz. Nicht wenige allerdings, die keineswegs die Legalität des Kanzlerregimes bestreiten, halten es für nicht gut, daß die neue deutsche Demokratie gleich zu Beginn einen so machtbewußten Kanzler erlebte. Das junge Pflänzlein der Demokratie in Deutschland bedürfe eines sorgsameren Gärtners, meinen sie. Sei es machtvoll gediehen, sei vielleicht anders über einen starken Kanzler zu reden.

Kann eine junge Demokratie keinen starken Kanzler ertragen, ohne Schaden zu nehmen? Die Schöpfer des Grundgesetzes meinten anders. Es hieße ihnen Unrecht tun, zu glauben, sie wollten den starken Kanzler nur auf dem Papier der Verfassung. Sie wollten ihn, und sie wollten ihn alsbald, auch für die ersten Jahre des neuen Staates. Sie sorgten sich, daß die Demokratie unter Schwachen an ihrer Spitze gedeihe. Sie hofften, eine starke Regierung werde sie stärken.

Sie werden recht haben, die Deutschen haben ihnen jedenfalls recht gegeben. Sie zollten in ihrer breiten Mehrheit der Kanzler-Demokratie ehrlichen Beifall. Nun ja, die alte unglückliche Liebe der Deutschen zur Autorität! Aber so einfach sieht es nicht aus. Das spitze Stichwort „wie gehabt“ gibt keine ernsthafte Antwort auf die sehr ernste Frage der Autorität in der Demokratie... In zwanzigsten Jahrhundert wird keine Demokratie bestehen bleiben, die beim Wort

Autorität eine Gänsehaut bekommt. Wenn ihr zuwenig an Autorität eignet, wird zuviel an Autorität in einem anderen System kommen.

Wäre Weimar wiedergekehrt, hätten Regierung und Parlament die Deutschen von heute nicht sehr überzeugt. Das „wie gehabt“ hätten vielleicht dann nicht die Intellektuellen, wohl aber die Bürger gesprochen, und im Tonfall der Weimarer Zeit wäre über das neue Weimar gesprochen worden. Daß über die Kanzler-Demokratie nicht so wie über die Weimarer Republik geredet wird, lehrt das Gedeihen des „jungen Pflänzleins“ Demokratie in diesem Erdboden.

Die Deutschen lieben die Autorität? Sie lieben nicht die Demokratie? Sie wollen die Demokratie, die Autorität hat. Andere, sehr demokratische Völker halten es nicht anders, vor allem die, bei denen sich die Demokratie bewährte... Der englische Premierminister gleicht sehr dem Bundeskanzler. Auch der Ministerpräsident in London beruft und entläßt seine Minister in eigener Verantwortung mit königlicher Gegenzeichnung, und er ist der „Premier“, der Erste mit deutlichem Abstand von seinen Kollegen. Jedes englische Kabinett, sei es konservativ, sei es arbeiterteilich, wäre höchst erstaunt, und das ganze Unterhaus wäre erstaunt, zu hören, wenn dem so sei, gäbe es keine echte Demokratie. Wahrscheinlich gibt es eine lebendige und lebensvolle Demokratie in England, weil dem so ist. Auf jeden Fall ist die Demokratie in England mit ihrem

System gut, die französische mit ihrem von den Kritikern der Kanzler-Demokratie so gelobten regierenden Parlamentarismus schlecht gefahren. Die amerikanische Demokratie kennt überhaupt keine Abhängigkeit der Regierung vom Parlament, die schweizerische gedeiht und blüht unter einem System, dem Regierungs- oder Ministersturz zwischen den Wahlen fremd ist. Warum soll die Kanzler-Demokratie in der Bundesrepublik, warum soll der starke Kanzler unter der Kontrolle des Parlaments, das ihn wählt und abwählen kann, undemokratisch sein?

Die Kanzler-Demokratie gewann in den Bundestagswahlen eine volkhafte, eine plebitäre Erscheinung. Auch wenn das Volk vor dem Parlament schon den Kanzler macht, ist auch der Volkskanzler eine Gestalt der parlamentarischen Demokratie, eine demokratische Gestalt. Es ist kein Urteil der Geschichte, es ist ein Vorurteil, daß die Demokratie die Persönlichkeit scheuen müsse, weil der Starke ihr gefährlich werde. Eine Demokratie, die keine Starken an ihrer Spitze erträgt, ist schwach. Und ist es Unvernunft, wenn die Bürger ihren Staat auch daran messen, wer regiert?

Jede Demokratie birgt dieses Persönliche in sich. Schon die athenische blühte auf unter Perikles, und es ging ihr nicht gut, als Kleon, der Gerber, kam, der kein Perikles mehr war. Nicht erst die Massendemokratie von heute liebt, daß sie sich in einem Mann verkörpere.

Alfred Rapp
(entnommen aus KONTRASTE 4)



Ein Sommer bei den Cherokee-Indianern in North Carolina

Mechthild Rausch (Ab. 61) studiert in Philadelphia und verbrachte ihre Semesterferien in einem Arbeitslager bei den Cherokee-Indianern. Sie schickte uns diesen Bericht.:

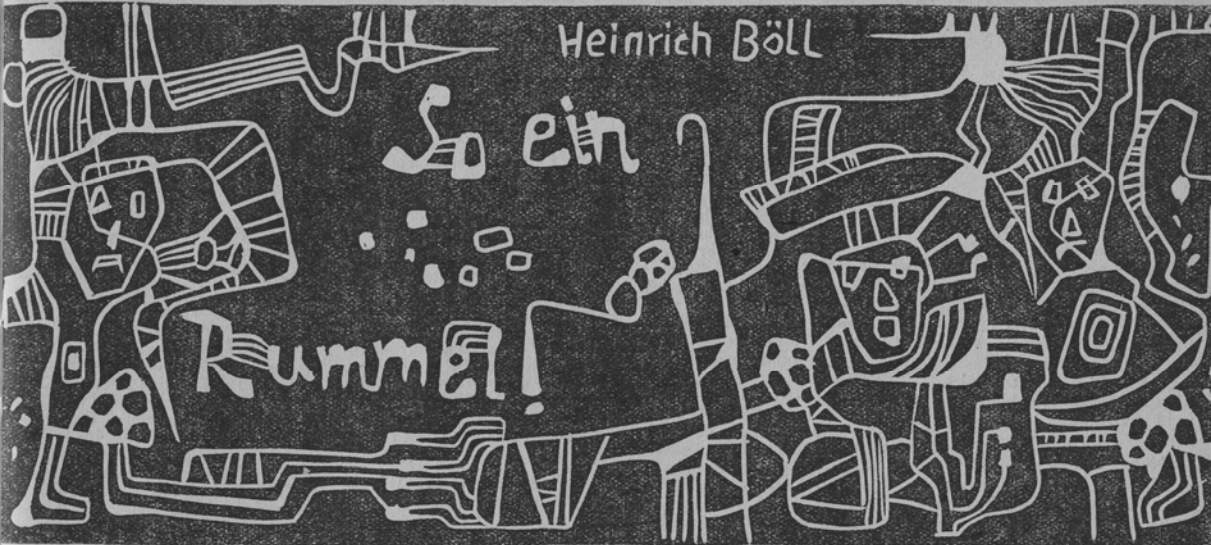
Eigentlich wollte ich gar nicht hingehen — zum Work Camp meine ich. Denn ich konnte mir recht wenig darunter vorstellen, und die Aussicht, 2 volle Monate in primitivem Comleben und noch dazu arbeitenderweise zu verbringen, schien mir nicht allzu verlockend.

Doch als ich dann meinen Koffer mit Jeans, derben Schuhen, Arbeitszeug etc. packte, war ich trotz aller Skepsis sehr gespannt. Wie würden wohl die anderen Campteilnehmer sein? Al-

les amerikanische College-students aus allen Teilen der USA — mehr wußte ich nicht. Aber schon Al und Dick, mit denen ich im Auto nach Cherokee, North Carolina, fuhr, entpuppten sich als 2 ganz nette Campgenossen. Die Fahrt dauerte 2 Tage, denn das Camp war mehr als 1000 Kilometer von Philadelphia entfernt.

Ich genoß natürlich die breiten Highways sehr und den rasenden Verkehr, die Drive-in-Restaurants, Motels und alles, was so zum ameri-

Fortsetzung Seite 29



So ein

Rummel!

Die Frau ohne Unterleib erwies sich als eines der charmantesten Frauenzimmer, das ich je gesehen hatte, sie frag einen entzückenden sombreroartigen Strohhut, denn als bescheidene Hausfrau hatte sie sich an die Sonnenseite jener kleinen Terrasse gesetzt, die neben ihrem Wohnwagen angebracht war. Ihre drei Kinder spielten unter der Terrasse ein sehr originelles Spiel, das nannten sie „Neandertaler“. Die beiden jüngeren, Junge und Mädchen, mußten das Neandertalpaar abgeben, und der größere, acht Jahre alt, ein blonder Bengel, der während des Dienstes den Sohn der „dicken Susi“ abgeben mußte, dieser Bursche spielte den modernen Forscher, der die Neandertaler findet. Er wollte mit aller Gewalt seinen jüngeren Geschwistern die

Kinnladen aushängen, um sie in sein Museum zu bringen.

Die Frau ohne Unterleib klopfte mehrmals mit ihren Holzsohlen auf den Boden der Terrasse, denn ein wildes Geschrei drohte unsere beginnende Unterhaltung zu ersticken. Der Kopf des älteren erschien über der niedrigen Balustrade, die mit rotblühenden Geranien geschmückt war, und fragte mürrisch: „Ja?“

„Laß die Quälerei“, sagte seine Mutter, wobei sie in ihren sanften grauen Augen eine Belustigung unterdrückte, „spielt doch Bunker oder Totalgeschädigt.“

Der Junge murmelte mißmutig etwas, das sich fast wie „Quatsch“ anhörte, tauchte dann unter, schrie unten: „Es brennt, das ganze Haus brennt.“ Leider konnte ich nicht verfolgen, wie das Spiel

„Totalgeschädigt“ weiterging, denn die Frau ohne Unterleib fixierte mich jetzt etwas schärfer, im Schatten ihres breitrandigen Hutes, durch den warm und rot die Sonne leuchtete, sah sie viel zu jung aus, um Mutter dreier Kinder zu sein und täglich bei fünf Vorstellungen die harten Aufgaben der Frau ohne Unterleib zu erfüllen.

„Sie sind . . .“, sagte sie.

„Nichts“, sagte ich, „absolut nichts. Sehen Sie mich als einen Vertreter des Nichts an . . .“

„Sie sind“, fuhr sie ruhig fort, „vermutlich Schwarzhändler gewesen.“

„Jawohl“, sagte ich.

Sie zuckte die Schultern. „Es wird nicht viel zu machen sein. Auf jeden Fall, wo wir Sie auch gebrauchen können, müssen Sie arbeiten, arbeiten, verstehen Sie?“

„Meine Dame“, entgegnete ich, „vielleicht stellen Sie sich das Leben eines Schwarzhändlers allzu rosig vor. Ich, ich war sozusagen an der Front.“

„Wie?“ Sie klopfte wieder mit dem Holzabsatz auf den Boden der Terrasse, denn die Kinder hatten nun ein ziemlich lang anhaltendes wildes Geheul angestimmt. Wieder erschien der Kopf des Jungen über der Balustrade.

„Nun?“ fragte er kurz.

„Spielt jetzt Flüchtling“, sagte die Frau ruhig, „Ihr müßt jetzt abhauen aus der brennenden Stadt, verstehst du?“

Wieder verschwand der Kopf des Jungen, und die Frau fragte mich: „Wie?“

Oh, sie hatte den Faden durchaus nicht verloren.

„Ganz vorn“, sagte ich, „ich war ganz vorn. Glauben Sie, das war ein leichtes Brot?“

„An der Ecke?“

„Sozusagen am Bahnhof, wissen Sie?“

„Gut. Und nun?“

„Möchte ich irgendeine Beschäftigung haben. Ich bin nicht faul, durchaus nicht faul, meine Dame.“

„Sie verzeihen“, sagte sie. Sie wandte mir jetzt ihr zartes Profil zu und rief in den Wagen hinein: „Carlino, kocht das Wasser noch nicht?“

„Moment“, rief eine gleichgültige Stimme, „ich bin schon beim Aufschütten.“

„Trinkst du mit?“

„Nein.“

„Dann bring zwei Tassen, bitte. Sie trinken doch eine Tasse mit?“

Ich nickte. „Und ich lade Sie zu einer Zigarette ein.“

Das Geschrei unter der Terrasse wurde nun so wild, daß wir kein Wort mehr hätten verstehen können. Die Frau ohne Unterleib beugte sich über den Geranienkasten und rief: „Jetzt müßt ihr fliehen, schnell, schnell . . . die Russen stehen schon vor dem Dorf . . .“

„Mein Mann“, sagte sie, sich zurückwendend, „ist nicht da, aber in Personalfragen kann ich . . .“

Wir wurden unterbrochen von Carlino, einem schmalen, stillen, dunklen Burschen mit einem Haarnetz über dem Kopf, der Tausen und Kaffeekanne brachte. Er blickte mich mißtrauisch an.

„Warum willst du nichts trinken?“ fragte ihn die Frau, da er sich ganz kurz wieder abwandte.

„Keine Lust“, murmelte er, im Wagen verschwindend.

„In Personalfragen kann ich ziemlich selbständig entscheiden, allerdings etwas müssen Sie schon können. Nichts ist nichts.“

„Meine Dame“, sagte ich demütig, „vielleicht kann ich die Räder schmieren und die Zelte abbauen, Traktor fahren oder dem Mann mit den Riesenkräften als Prügelknabe dienen . . .“

„Traktor fahren“, sagte sie, „ist nichts, und die Räder schmieren ist eine kleine Kunst.“

„Oder bremsen“, sagte ich. „Schiffschaukel bremsen . . .“

Sie zog hochmütig die Brauen hoch, und zum ersten Male blickte sie mich ein wenig verächtlich an. „Bremsen“, sagte sie kalt, „ist eine Wissenschaft, ich vermute, Sie würden allen Leuten die Hälse brechen. Carlino ist Bremser.“

„Oder . . .“, wollte ich zaghaft wieder vorschlagen, aber ein kleines dunkelhaariges Mädchen mit einer Narbe über der Stirn kam jetzt eifrig jene kleine Treppe herauf, die mich so lebhaft an ein Fallreep erinnerte. Sie stürzte sich in den Schoß der Mutter und schluchzte empört: „Ich soll sterben . . .“

„Wie?“ fragte die Frau ohne Unterleib entsetzt.

„Ich soll das Flüchtlingskind sein, das erfriert, und Fredi will meine Schuhe und alles verschauern . . .“

„Ja“, sagte die Mutter, „wenn ihr Flüchtling spielt.“

„Aber ich“, sagte das Kind, „ich soll immer sterben. Immer bin ich es, die sterben soll. Wenn wir Bomben spielen, Krieg oder Seiltänzer, immer muß ich sterben.“

„Sag Fredi, er soll sterben, ich hätte gesagt, er sei jetzt an der Reihe mit Sterben.“ Das Mädchen entließ.

„Oder?“ fragte mich die Frau ohne Unterleib. Oh, sie verlor den Faden nicht so leicht.

„Oder Nägel geradeklopfen, Kartoffeln schälen, Suppe verteilen, was weiß ich“, rief ich verzweifelt, „geben Sie mir eine Chance . . .“

Sie drückte die Zigarette aus, goß uns beiden noch einmal ein und blickte mich an, lange und lächelnd, dann sagte sie: „Ich werde Ihnen eine Chance geben. Sie können rechnen, nicht wahr, es gehört sozusagen zu Ihrem bisherigen Beruf und“ — sie drückte ein bißchen — „ich werde Ihnen die Kasse geben.“

Ich konnte nichts sagen, ich war wirklich sprachlos, ich stand nur auf und küßte ihre kleine Hand. Dann schwiegen wir, es war sehr still, und es war nichts zu hören als ein sanftes Singen von Carlino aus dem Wagen, jenes Singen, dem ich einnehmen konnte, daß er sich rasierte . . .

EINIGE GEDANKEN DAZU

Böll ist nicht philosophisch beeinflusst. Er stellt keine Begriffe auf, sondern bringt Realitäten. Seine Werke sind durch eine unbestechliche, phrasenlose Wirklichkeitsnähe gekennzeichnet.

So auch diese Kurzgeschichte. Die Hauptperson ist ein Schwarzhändler, ein Ausgestoßener, der wieder in die Mitte des Lebens will. Er ist ein Beispiel für alle die Menschen, die durch den Krieg aus ihren Gleisen geworfen worden sind und sich nun krampfhaft bemühen, wieder Anschluß an die Gesellschaft zu bekommen. Das Jahrmarktstreiben kennzeichnet diesen Verkehr untereinander. Die „Frau ohne Unterleib“ ist exemplarisch für die Gesellschaft der Nachkriegszeit. Sie ist durch die Erlebnisse des Krieges abgestumpft worden. Sie empfindet es nicht als grausam, ihre Kinder Bunker, Totalgeschädigt oder Tod eines Flüchtlings spielen zu lassen. Es ist, als ob sie jegliches Gefühl für Menschlichkeit verloren hätte, sie, die dann wieder so gefühlvoll zu sein scheint. Ich glaube, Böll hat gerade den Ausdruck „Frau ohne Unterleib“ gewählt, weil sie einen Teil ihres eigenen Ichs durch den Krieg verloren hat. Doch Böll läßt es nicht bei diesen pessimistischen Grundtönen. Die „Frau ohne Unterleib“ setzt Vertrauen in einen Mann, den sie gar nicht kennt. Sie gibt ihm die Kasse. Bedeutet das nicht, daß sie auch Vertrauen in die Zukunft setzt, die ihr genauso unbekannt ist? Außerdem glaubt sie, daß ein Mensch nicht durch einen anderen zu ersetzen ist.

Carlino z. B. beherrscht die Kunst des Bremsens, das kann keiner außer ihm. Sein Mißtrauen gegen den Eindringling löst sich in Beruhigung und Sorglosigkeit auf, als er merkt, daß dieser seinen Job nicht bedroht. Böll gibt durch seinen letzten Satz, der Carlinos sanftes Singen während der Rasur enthält, Zuversicht auf eine Rettung aus der Trostlosigkeit der Kriegs- und Nachkriegsjahre.

Helga Marencic Ollb



AN DIE DEUTSCHEN

In harten, einschneidenden Worten setzt sich Professor Thilicke mit der deutschen Gegenwart auseinander. Diese Rede ist vielumstritten, aber sie gibt uns zu denken.

Rainer-Wunderlich-Verlag, Tübingen, 1,20 DM.

HANS PETER RICHTER: „WIR WAREN DABEI“

1933 begann das dunkelste Jahrzehnt unserer Vergangenheit. Wie war es damals wirklich?

Hier ist ein Bericht, der uns Auskunft gibt, klar, nüchtern, wahrhaftig. Drei Jungen stehen im Mittelpunkt der Handlungen. Da ist Heinz, eine Führernatur, tapfer, treu. Und dennoch verschließt er nicht die Augen vor den Fehlern der Sache, der er sich verschrieben hat. Da ist Günter, der nur die Freundschaft mit Heinz sucht, und schließlich noch der Erzähler, er folgt, weil „alle“ es tun. Diese drei erleben alles mit — vom Beginn der „neuen Zeiten“, ihren Aufmärschen, Träumen und Taten, den Sammlungen für das Winterhilfswerk, dem Ernteeinsatz, bis zur vermilitärischen Ausbildung und — bis zum bitteren Ende. — Dieses Buch läßt uns die Vergangenheit nacherleben und verständlich werden.

Sehr interessant ab O III. - Verlag Herder, Freiburg, 8,80 DM.

MENSCHEN IN MOSKAU

Der französische Fotograf Henri Cartier-Bresson schildert uns den russischen Menschen aus Moskau. Er tut dieses nicht durch Sätze, sondern er fährt nach Moskau, und fotografiert die Menschen. Es sind keine gestellten Fotos, es sind Schnappschüsse, die das Leben der Leute in Moskau schildern, ihre Beziehung zueinander, ihre Beziehung zum Staat, ihr alltägliches Leben. Dieser Fotoband sagt mehr aus über die Mentalität der Russen als bücherlange Abhandlungen. Verlag Karl Rausch, etwa 200 große Fotos, 28,00 DM.

KAMPF AM KIOSK

Dieses Buch umreißt Position und Möglichkeiten der bundesdeutschen Illustrierten. Es beschränkt sich dabei nicht auf die pure Analyse der Blätter selbst, sondern nimmt ohne Scheu den Durchschnittsleser und seinen Geschmack genauso aufs Korn wie die Illustrierten-Macher und fragt nach dem „Geist“, der hinter den Fotos und zwischen den Zeilen steht.

Kampf am Kiosk. - Hans Jürgen Usko / Günther Schlichting - Macht und Ohnmacht der deutschen Illustrierten - Verlag Rütten und Loening, Bremen, 2,80 DM.

DIE SOWJETIDEOLOGIE HEUTE

Wolfgang Leonhard ist vor allem durch sein Buch „Die Revolution neißt ihre Kinder“ bekannt geworden. Im August erschien ein neues Buch von ihm. In der Fischer-Bücherei wurde ein zwei-bändiges Werk „Die Sowjetideologie heute“ herausgegeben. Im ersten Buch beschäftigt sich Gustav A. Wetter mit dem historischen und dialektischen Materialismus sowie mit der Politökonomie. Wolfgang Leonhard behandelt in dem zweiten Buch die Politischen Lehren der Sowjetideologie. Diese beiden Bücher bieten einen vollkommenen Einblick in die Theorien und Lehren, die im Ostblock die Grundlagen der kommunistischen Regime bilden. Wer diese Theorien nicht kennt, kann weder die Reden der Sowjetführer in unsere Sprache übertragen, noch ihre Taten deuten. Er ist bestenfalls in der Lage eines Kinopublikums, nachdem der akustische Apparat ausgefallen ist. Man sieht die Handlung, aber man versteht sie nicht. Vielleicht tragen diese beiden Bücher dazu bei, die oberflächliche Kenntnis der kommunistischen Lehren von uns Schülern durch ein fundiertes Wissen zu ersetzen.

Fischer-Bücherei Nr. 460 und 461, jedes Buch 3,60 DM.

dokumente

ALS GEFANGENE BEI STALIN UND HITLER

Margarete Buber-Neumann lebte von 1938 bis 1945 hinter Stacheldraht. Zuerst in Sibirien, dann im KZ der Nazis. Sie wurde gezwungen, diese beiden Institutionen des Terrors zu vergleichen. Ihr Bericht ist erschütternd.

div 44

HIER HIELT DIE WELT DEN ATEM AN

Berühmte Reportagen aus 4 Jahrhunderten, von einer Hexenverbrennung 1587 bis zum ersten Welt-raumflug ergaben einen ganz ungewöhnlichen Einblick in die Geschichte.

div 55

DIE TRAGÖDIE SCHLESIENS 1945/46

Dieses Buch enthält Augenzeugenberichte von den Ereignissen, die sich in Schlesien in der Zeit zwischen der Besetzung durch Russen und Polen und der Vertreibung der deutschen Bevölkerung abgespielt haben.

div 62

DEUTSCHER BRIEF DES 20. JAHRHUNDERTS

Der Band enthält Briefe von Franz Kafka, Albert Einstein, Franz Marc, Rosa Luxemburg, Bertolt Brecht, Reinhold Schneider, Alfred Delp S. J., Thomas Mann und vielen anderen Persönlichkeiten.

div 68

EIN GOTT, DER KEINER WAR

Die Autoren dieses Bandes berichten von ihrer Begegnung und Erfahrung mit dem Kommunismus, der zur grausamsten Enttäuschung ihres Lebens wurde.

div 74

DIE NIEDERLAGE 1945

Vom 1. 1. 1945 bis zum 19. 4. 1945 berichtet das Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht. Das Buch läßt die verheerende Größe der totalen Niederlage spüren.

div 80/81

bücher

kanischen Reisetil gehört. Die Anweisungen in dem letzten Rundbrief an alle Campteilnehmer führten uns mitten in die Berge der „Smoky Mountains“ — etwa 700 m hoch und mit dem wildesten Wald bewachsen, den ich je gesehen hatte — zur Big Y Community.

„Da, schau mal, die kleinen Holzhäuschen. Das müssen die Wohnungen der Indianer sein.“ Endlich führte uns ein holpriger Feldweg zur ‚Wrights Creek Baptise Church‘ der Indianersiedlung. Da standen nun einige von den Jungen und Mädchen, mit denen ich meinen Sommer verbringen sollte. „Hye, I'm Lei, this is Pris, that's Kay, overthere are Jerry and Otis . . .“ O je, wie sollte ich bloß all die komischen Namen behalten. Irgend jemand brachte mich in den Keller der Kirche, der für 8 Wochen unser Schlafgemach sein sollte und in 4 rohgemauerte Räume mit Feldbetten aufgeteilt war. Der einzige Luxus war „elektrisches Licht“. „Mecki, come up, I'll show you the cookhouse.“ Das war ein nettes kleines Holzhäuschen, in dem wir essen und wohnen konnten.

„How come you came to this camp? Are you a Friend?“ Nun muß ich, glaub ich, erst mal erklären, was für eine Art camp dies war. AFSC (American Friends Service Committee) ist eine Organisation der Quaker, die versucht, möglichst viel zu helfen, wo Not ist. So sorgten AFSC-Leute z. B. in Deutschland nach dem Krieg für Schulspeise, AFSC schickt heute Krankenschwestern nach Algerien, hilft in Indien, Südamerika etc. Wer vom AFSC irgendwohin geschickt wird,

Bei den Cherokee- Indianern

zahlt seine Reise selbst und verdient so gut wie nichts. So mußte auch jeder Campteilnehmer 135 Dollar zahlen und seine Reisekosten tragen. Unser Projekt nun, zusammen mit dem Public Health Service den Indianer im „Smoky Mountains Reservation“ beim Legen von Wasserleitungen und Einrichtungen sanitärer Anlagen zu helfen, denn die Indianer der Big Y Community hatten nicht genug Arbeitskräfte. Über die Lage der Indianer selbst erzähle ich später. — Da meine Tante ein Quaker ist, kann man leicht verstehen, wie ich in dieses AFSC Work Camp kam.

Bevor wir nun Kontakte mit den Indianern aufnehmen konnten, mußten wir erst unser Campleben selbst organisieren. So fanden sich dann am nächsten Morgen alle 23 Campteilnehmer zu einem „business meeting“ zusammen, in dem erstaunlich frei, ungezwungen und demokratisch diskutiert wurde — unsere Campeltern, ein Rechtsanwaltshepaar aus Oregon, übernahmen noch nicht einmal die Diskussionsleitung. Wir kamen überein, verschiedene Ausschüsse zu bilden: household committee (teilte die verschiedenen Köche ein), work committee (verteilte die einzelnen jobs), meditation com. und education-recreation com. (plante Ausflug, lud Gäste ein). Und dann begann ein eifriges Hämmern, Klopfen, Hacken, Graben und Anstreichen: wir richteten uns ein. Die 3 Räume im „cookhouse“ waren winzig, aber wir gingen soeben alle um die 2 langen Tische im „Eßzimmer“. Ein anderer schmaler Raum bildete die Bücherei und

Fortsetzung

Bei den Cherokee-Indianern

den store room (besser 'Kramzimmer'). Und unsere Küche bestand aus einem Eisschrank, einem alten Herd, 2 rohen Holzregalen und einem wackeligen Tischchen. Eine Woche später bekamen wir einen Elektroofen, an dem sich die verschiedenen Köche beim Braten, Backen und Kochen je nach Talent die Finger verbrennen konnten. Wasser gab es draußen ein paar Schritte vom Haus weg — frisch von der Quelle.

Zuächst schien mir alles so furchtbar primitiv und ungemütlich, aber die netten Kameraden, die herrlichen Berge und die Bekanntschaft mit der Arbeit und den Indianern ließ mich all das schnell vergessen. Ein Durchschnittsarbeitstag kann euch vielleicht zeigen, was wir taten und wie wir lebten:

„Mecke, hurry, hurry, it's 7.15.“ Das ist Debby, mein Wecker. Verschlafen krieche ich aus meinem Schlafsack, schleiche auf den Flur und stelle fest, daß gerade noch genug Wasser zum Zähneputzen da ist. Also schließe ich mich der Schlange an, die um unser kleines Abflubloch steht und freue mich, wenn ich beim Zähneputzen ziele. „Mecki, ready?“ Wait — ich springe in meine Arbeitsjeans, Bluse, Tennisschuhe, Jacke gegen die Morgenkühle und dann geht's hinauf ins Tageslicht. Ah — die Sonne steht hell über den nebel-dampfenden „Smoky Mountains“, heute wird es heiß. Wir legen unseren Morgenlauf zum „Cookhouse“ eilig zurück, vorbei an der mailbox, an Hornbuckles Holzhaus (don't forget to wave and to shout „hello“), den Hügel hinauf und dann den „short cut“ über den Bach und den sumpfigen Pfad durch den Wald. Da steht unser kleines Häuschen und ein guter Geruch von gebratenem

Speck schlägt uns entgegen. Das Frühstück verläuft wie alle Mahlzeiten unter heftigen Hin- und Herbewegungen: „pass sugar please, pass the milk, pass bread, butter, jam, pass everything“. Um 8 Uhr ertönt dann plötzlich der Ruf „Albert's here“ und lautes Stühlerücken und Rennen zeugt deutlich, daß die Waldarbeiter „auf Arbeit“ gehn. „Si-o“ (hello auf Cherokee), Albert lacht und freut sich über unsere Sprachfortschritte. Er ist unser foreman, ein großer, kräftiger, einarmiger Indianer, der unheimlich stark, geschickt, humorvoll und einfach „great“ ist.

Endlich sind alle 16 Jungen und Mädchen (2 bleiben als Koch zurück) auf dem Lastwagen untergebracht und wir fahren durch die Berge zum work shop, wo unsere indianischen Mitarbeiter schon auf uns warten. Sie sehen alle etwas wie Eskimos aus mit brauner Hautfarbe und pechschwarzem Haar. Nun heißt es warten, bis man einen günstigen job erwischt, nach einiger Zeit hat man heraus, welche Plätze besonders steinig, sumpfig oder günstig sind. Heute bekomme ich einen normalen „dig job“, d. h. wir graben einen Graben für die Wasserrohre, etwa 40 cm tief. Mit Axt, Pickel und Spaten kommen wir recht gut voran und unter Gesprächen und Necken neben der Arbeit geht der Morgen schnell vorbei.

Plötzlich heißt es „noon-lunchtime“ (wir gehen dabei immer nach der Uhr, die am meisten vorgeht). Und dann fallen wir wie die Löwen über unsere schon in der ganzen Big Y Community berühmte-berühmten „Peanut-butter- und Marmelade-Butterbrote“ her, dazu gibt es frisches Quellwasser. Um 13 Uhr geht es wieder an die Arbeit, es ist heiß jetzt, und die Mük-

ken und Fliegen sind äußerst lästig. — Für mich ist es schwierig, die Indianer mit ihrem verschwommenen „southern accent“ zu verstehen, aber wir unterhalten uns trotzdem über die Arbeit, Schule, das Leben in Germany (viele von den Älteren sind während des Krieges in Deutschland gewesen), und über das Leben der Indianer natürlich, von dem ich später noch etwas mehr erzählen will. Um 4 Uhr werfen wir unsere Schaufeln fort und warten auf den truck, der uns nach Hause bringen wird. Es ist ein wunderbares Gefühl, nach gefaner Arbeit auf dem offenen Lastwagen sich den Wind durch die Haare fahren zu lassen. „Bye, Stevie. Bye, Kenno, see you tomorrow.“ Kaum sind wir in unserem Keller angekommen, als wir auch schon in unsere Badeanzüge und in den Bach springen. Ah, das tut gut! „Help. My soap.“ Zu spät — die Strömung hat die fortgerissen. In frischen Sachen, mit Büchern und Schreibpapier, wandern wir dann den Hügel hinauf, wo um 18 Uhr ein gutes Abendessen auf uns wartet. Anschließend ist Meditation. Ich sitze auf den Stufen der Veranda und gucke an den 2 großen Tannen vorbei auf die Berge und den hellblauen Abendhimmel. Das Geräusch der Kuhglocken, das Rauschen des Baches und das Klappern des Geschirrs aus der Küche stimmen einen friedlich und nachdenklich. Am Abend kann jeder tun und lassen, was er will, was erstaunlich gut zu unserer Gemeinschaft beiträgt. Bald ist man so müde, daß man selbst in einem etwas feuchten Schlafsack wie gewiegt einem neuen Arbeitstag entgegen-schläft.

Bel den Cherokee- Indianern

Das war ungefähr unser Alltagsleben. Es war natürlich viel abwechslungsreicher, weil man verschiedene jobs hatte, oder als Koch die Aufregung ertragen mußte, die die Zubereitungen eines Dinners für 23 hungrige Mäuler mit sich bringt. Am Wochenende machten wir Ausflüge, schliefen draußen unter freiem Himmel, und amüsierten uns nach Kräften. Das Schöne war, daß die jüngeren Leute aus der Big Y Community sich uns anschlossen, sie wußten so gut Bescheid, wo schlangensichere Plätze waren und konnten recht unterhaltsam sein. Wir hatten wirklich guten Kontakt mit allen Familien und konnten in ihren Häusern ein- und ausgehen. Ich glaube, wir konnten sie sogar überzeugen, daß nicht alle Weißen die Indianer verachten und sie als minderwertig betrachten, was sie der Lauf der Geschichte teilweise glauben gemacht hat.

Noch ehe „the white man“ sich in die Angelegenheiten der Indianer eingemischt hatte, besaß der Stamm der Cherokees eine Menge Land im Westen und Südwesten der „Smoky Mountains“. Die ersten Siedler aus England brachten die ersten Schwierigkeiten, doch war es der Unabhängigkeitskrieg, der die Städte und Länder der Indianer zerstörte und sie in die Berge flüchten ließ. In der Zeit von 1800 bis 1830 begannen sich die Indianer zu „zivilisieren“, indem sie teilweise in ihre alten Gebiete zurückkehrten und gewisse wirtschaftliche und politische Maßnahmen des weißen Mannes annahmen; der National Council und die „Cherokee Nation“ mit 4 Abgeordneten von den insgesamt 8 einzelnen Distrikten wurden gebildet. Doch waren gerade die Cherokee-Indianer betont unabhängig,

das zeigt u. a. der Gebrauch der Cherokee-Sprache, die wir oft im Gottesdienst oder während der Gespräche der Indianer untereinander hören konnten.

Das Jahr 1828 brachte zwei wichtige Ereignisse für die Cherokees: Die Entdeckung von Gold in Nord-Georgia und die Wahl Jacksons zum Präsident. Das erste Ereignis führte dazu, daß Gesetze erlassen wurden, in denen den Indianern fast alle Rechte abgesprochen wurden, während Washington sich damals entschloß, die Indianer in Gebiete westlich des Mississippi auszusiedeln. Ein Regierungsvertrag versprach ihnen Land in Oklahoma und eine Entschädigung von 5000000 Dollar. Dieser Vertrag wurde nie eingehalten, sondern die Indianer zwangsweise ausgesiedelt. Auf dem „trail of death“ starb etwa ein Viertel aller Indianer. Es war dann William H. Thomas, der dafür sorgte, daß die sich noch in den Bergen von North Carolina versteckenden Indianer Rechte für Land erhielten. Durch ihn wurde das „Eastern Band“ gegründet, das die Regierung der Indianer vertritt, und 1874 das „Indian Reservation“ gegründet. Bis 1924 zahlten die Cherokees Steuern für ihr Land, das ihnen von der Regierung geliehen wurde. Im selben Jahr erhielten sie die amerikanische Staatsbürgerschaft.

Die heutige Situation der Indianer innerhalb der Reservation ist etwa folgende: Sie werden vom Staat geschützt, haben aber gewisse Beschränkungen; so dürfen sie z. B. ihr Land nicht verkaufen und keinen Alkohol trinken (was sie aber nicht hindert, es doch zu tun). Die Familien sind alle sehr kinderreich und alle mehr oder weniger miteinander verwandt. Man lebt vom Ackerbau und Fremdenverkehr, was

ungeheure Möglichkeiten mit sich bringt: Arbeit in einer Mokkasinfabrik, in den vielen Restaurants und Souvenirläden (mit indianischer Handarbeit — „made in Japan“), im „Indian Village“, ein steriles Modeldorf, wo die Indianer den Touristen ihre Kultur zeigen, indem sie Körbe flechten, töpfern, weben, schnitzen, alles Dinge, in denen sie wirklich sehr geschickt sind. Der bestbezahlte job ist aber wohl „chieffing“, d. h., die Indianer stehen mit wildem Federschmuck, von Kopf bis Fuß verkleidet, an den Straßen (die Cherokees haben immer nur eine Feder am Hinterkopf getragen, dieses sind alte Bräute aus dem Westen, die für die Touristen als „echt“ übernommen werden), lassen sich für harte Dollars fotografieren und bekommen obendrein noch Trinkgeld. So verdienen sie manchmal bis zu 60 Dollar am Tag, und das erklärt auch, warum sie sich Auto, Fernsehen, Waschmaschine und Kühlschrank in ihren von außen sehr armselig aussehenden Häusern leisten können. So stehen sie auf der Kreuzung ihrer alten Lebensweise und der modernen amerikanischen. Die Frage ist nun, ob man ihnen helfen soll, sich möglichst schnell dem modernen Lebensstil anzupassen, oder sie in ihrer eigenen Art leben lassen soll.

Wir in unserm Camp entschieden uns zunächst nur dazu, den Indianern zu zeigen, daß wir ihre Freunde sein wollten, und es gelang uns wirklich, das anfängliche Mißtrauen zu durchbrechen, so daß am Ende der Abschied von der Cherokee-Indianern wirklich schwer fiel.

Mechthild Rausch

2600 Afrikaner studieren im Wintersemester 1961/62 in der Bundesrepublik und in Westberlin. Die meisten von ihnen hatten die Fachrichtungen Medizin, Technik und Landwirtschaft belegt.

Als erster Schüler überquerte der zwanzigjährige schwedische Primaner Olle Ringstrands den Atlantik in einem Sportflugzeug im Alleinflug.

Aufgelöst wurde die Experimentierschule in Burgess Hill (England), auf der Schüler tun und lassen durften, was sie wollten. Rauchen und Trinken beispielsweise waren erlaubt. Jetzt fehlten die finanziellen Mittel, um das Schulgebäude wieder instand zu setzen. Schwierig wird die Umschulung auf eine der üblichen Lehranstalten für einen Schüler werden: Er ist dem Unterricht zwei Jahre lang wegen anderweitiger Interessen ferngeblieben.

Das Bundesgesundheitsministerium will noch in diesem Jahr dem Bundestag den Entwurf eines Jugendzahnpflege-Gesetzes vorlegen. Vorgesehen ist eine regelmäßige vorbeugende Untersuchung aller Kinder und Jugendlichen im Alter von 4 bis 18 Jahren zweimal im Jahr.

Tanzen fördert die Gesundheit. — Diese Meinung vertreten Ärzte bei einer Diskussion mit dem Leiter einer Bremer Tanzschule. Die Ärzte sind der Ansicht, daß Tanzen vor allem bei jungen Menschen Haltungsschäden verhindern oder sogar beseitigen kann.

„Weniger arbeiten, mehr verdienen, besser leben: geht das alles unter einen Hut?“ — Thema des neuen Kontraste-Hefetes. Diese interessante und vorbildlich aufgemachte Zeitschrift ist für 1,50 DM in einigen Ibbenbürener Buchhandlungen zu erhalten. Es lohnt sich!

Der britische Postminister hat neue Richtlinien für die Zigarettenreklame im Fernsehen erlassen. Es dürfen keine romantischen Szenen mehr gezeigt werden, in denen junge Liebespaare den Eindruck erwecken, als sei ihre Verliebtheit auf den Rauchgenuß zurückzuführen. Das Fernsehen verspricht, keine Zigarettenwerbung zu zeigen, die sich an junge Menschen wendet und die das Rauchen als Beweis für Männlichkeit oder für moderne Lebensart darstelle.

Der indische Erziehungsminister Dr. K. L. Shrimali hat vor kurzem das Schulfenschen für Neu-Delhi eröffnet, das zunächst von 144 Schulen empfangen werden kann. Es soll jedoch bald allen höheren Schulen in der Umgebung von Neu-Delhi zugänglich gemacht werden. Die Ford Foundation ermöglichte die Einrichtung des Sendedienstes. Die Programme sind vor allem für den Physik- und Chemieunterricht bestimmt.

London. — William Shakespeare, der bislang als der meistgelesene britische Autor galt, ist von Agatha Christie überrundet worden. Nach einem Bericht der UNESCO sind die 63 Romane der englischen „first lady“ des Krimis mittlerweile in 103 Sprachen übersetzt worden, Shakespeare brachte es dagegen nur auf 89.

Den geheimen Wunsch jedes Schülers, die Lehrerkonferenz belauschen zu können, hatten sich die Schüler der exklusiven Schule von Granton/Massachusetts selbst erfüllt. Mit Sorgfalt und Geschick hatten sie in der Schule ein „Geheimdienst-Service“ angelegt, das bis ins Zimmer des Direktors reichte. Dort war ein Mikrofon verborgen und über eine Leitung an ein im Schlafraum stehendes Tonbandgerät angeschlossen.

Gelsenkirchen. — Erkenntnisse und Einblicke in die moderne Arbeits- und Wirtschaftswelt soll ein in Gelsenkirchen gegründetes „Ruhseminar“ Lehrern sämtlicher Schultypen vermitteln. Zu den Gründern dieser Lehrerfortbildungsstätte zählen 10 Organisationen, darunter auch die Gewerkschaften und die Arbeitgeberverbände.

Wales. — Eine Schule neuen Typs wird im September in Wales eröffnet werden. Im ersten „Atlantic College“ werden sich Jungen aller Nationalitäten im Alter von 16 bis 18 Jahren auf das Universitätsstudium vorbereiten. Zweck der Schule ist es, junge Menschen schon in frühen Jahren von nationalen Vorurteilen zu befreien. Der Plan zu dieser Schule, der weitere in anderen europäischen Ländern folgen sollen, geht auf den deutschen Pädagogen Dr. Kurt Hahn zurück, den Gründer der deutschen Internatsschule Salem und des englischen Internates Gordonstow, das ab Mai dieses Jahres auch der englische Thronfolger besucht.

ERGEBNISSE DER DIESJÄHRIGEN BUNDES- JUGENDSPIELE:

EHRENURKUNDEN

JUNGEN, VIERKAMPF

1. Hermann, Paul	OIIb	mit 104,5 Pkt.
2. Neyer, Hans-Joachim	OIIb	93,5 "
3. Schnittger, Ludger	OIIa	88,5 "
4. Dueppers, Walter	UIa	88 "
5. Damberg, Rainer	OIIa	84 "
6. Giller, Jürgen	UIIb	82 "
7. Stegemann, Walter	IVb	77,5 "
8. Zurhorst, Ulrich	UIa	76,5 "
9. Eiter, Hermann-Josef	OIIb	75,5 "
10. Hohenhaus, Hans	OIIb	75 "
10. OH, Heinz-Albert	OIIa	75 "
10. Dopmeyer, Hans	UIb	75 "
13. Lammers, Ludger	UIIb	74 "
14. Niesert, Benedikt	IVb	73,5 "
14. Lethmate, Jürgen	UIIb	73,5 "
16. Peters, Dieter	UIIb	72 "
16. Scheffel, Wolfgang	OIIa	72 "
18. Kröner, Hans-Peter	UIc	70,5 "
19. Kemper, Franz-Josef	OIIa	69,5 "
20. Krügel, Horst-Dieter	UIIIa	68,5 "
20. Sprengel, Detlef	OIIb	68,5 "
20. Althoff, Gerd	OIIc	68,5 "
23. Huthmann, Horst	UIAs	68,5 "
24. Boch, Wolfgang	IVa	67,5 "
25. Nadolny, Hans	OIIb	67 "
25. Wessels, Michael	OIb	67 "
27. Lüdinghaus, Klaus	UIb	66,5 "
27. Lohr, Gerhard	UIAs	66,5 "
29. Gröver, Wolfgang	UIIIa	65 "

JUNGEN, DREIKAMPF

Wegen der geringen Möglichkeit zum Schwimmen in diesem Jahr wurden ausnahmsweise auch für den Dreikampf Ehrenurkunden ausgeben.

1. Niesert, Christoph	Vb	mit 66 Pkt.
2. Wenzel, Dieter	OIIAsa	63,5 "
3. Rehmman, Hans-Jürgen	VIIb	59 "
4. Schnepfer, Hansjörg	UIc	57,5 "
4. Tabors, Rainer	OIb	57,5 "
6. Ameling, Reinhard	UIIb	57 "
7. Brakel, Harald	UIIb	55 "

MÄDCHEN, VIERKAMPF

1. Glocke, Annette	UIIIa	mit 81 Pkt.
1. Kraft, Gabriele	UIIIa	81 "
3. Lange, Hedwig	UIa	78 "
4. Krusemeyer, Bärbel	OIIc	77 "
5. Lange, Brigitte	UIIIa	74 "
6. Knebel, Gertraud	OIIc	73,5 "
7. Glocke, Bettina	UIIIa	72 "
8. Schnepfer, Ulrike	UIIIa	71,5 "
9. Schmeller, Brigitte	UIIIa	71 "
9. Dittes, Dorothee	UIIb	71 "
11. Göcke, Inge	UIb	70 "
12. Stockmann, Marlene	OIIIIa	69,5 "
13. Felter, Erika	IVa	67,5 "
13. Knoblauch, Uta	OIIb	67,5 "
15. Menke, Angelika	OIIb	67 "
15. Bergschneider, Anja	UIIIa	67 "

MÄDCHEN, DREIKAMPF

1. Bellersheim, Bettina	VIIa	mit 61,5 Pkt.
2. Kuhr, Annegret	VIIa	58,5 "
3. Bunnenberg, Ingrid	UIIIa	57,5 "
4. Wenner, Susanne	UIIIa	56,5 "
5. Herold, Lore	Va	55,5 "
5. Althoff, Elisabeth	IVa	55,5 "

DER NEUE UKW- WELLENPLAN IST DA

Am 1. 9. 1962 ist der sogenannte Wellenplan im Ultrakurzwellenrundfunkbereich in Kraft getreten. Sämtliche UKW-Sender Europas sind auf neue Frequenzen umgeschaltet worden.

Die Durchführung des Planes zeigt in unserem Raum eine Umschichtung des Fernsehempfangs.

Waren bisher die UKW-Sender des Hessischen Rundfunks, des SWF, des Bayerischen Rundfunks (Ochsenkopf) und gelegentlich auch des SDR auf mehreren Frequenzen gut hörbar, so sind ab 1. 9. an ihre Stelle weitgehend Sender der westlichen Nachbarländer getreten, die mit starken Sendern im niedrigen UKW-Bereich (Kanal 2-15) arbeiten.

Insbesondere erreichen einige belgische Sender mit drei Programmen, ein französischer und ein britischer Sender mit je einem Programm das Gebiet im westlichen Teutoburger Wald. Dagegen ist der Empfang des zweiten Programms des Hessischen Rundfunks, des Südwestfunks und des Süddeutschen Rundfunks beträchtlich schlechter geworden. Auch die entfernteren Regionalsender zeigen in manchen Fällen Interferenzstörungen.

Kompliziert wird die Empfangslage auch infolge der Neubelegung aller UKW-Kanäle mit je drei Sendern (— 0 +). Dies führt in mehreren Fällen zu bisher im UKW-Bereich nicht gekannten Beeinträchtigungen durch Bandverengungen und Bandeneinfälle.

Lichtblicke im innerdeutschen Empfangsbereich sind die besser empfangbaren UKW-Sender Frankfurt I,

Bayern II (Ochsenkopf) und beide Programme von Radio Bremen.

In unserem Bereich sind zur Zeit folgende Sender gut hörbar:

Angabe in Kanälen: NDR/WDR-MW-Programm: Oldenburg 14, Langenberg 6, Nordhelle 11; Osnabrück 18, Teutoburger 12; Lingen 19, Wald. UKW-Nord: Oldenburg 25 -, Osnabrück 39 +, Lingen 11 -.

UKW-West: Münster 24 -, Langenberg 27, Teutoburger Wald 21 -.

BFN: Langenberg 32 -, Herford 28. RCA: z. Z. nicht mehr empfangbar.

Radio Bremen: I 23 -, II 4 +.

Hessischer Rundfunk: I 2,8 +; II 42. SWF I 35, II —.

SDR: vermutlich Heidelberg II 36, I-Bayerischer Rundfunk: I -, II (Ochsenkopf) 38, 30.

Deutschlandsender: 35 (Osteinstellung) Brocken.

Radio DDR II 15,1 — Brocken.

Ausland: Niederlande: Hilversum I: 4, 6, 15 (West); Hilversum II: 27, 31, 33.

Belgien: Brüssel I (franz. Programm) 5 (Süd), Brüssel II (fläm. Programm) 29 (Südwest), Antwerpen Westmroep: 23 -, 36 +, 39.

Frankreich: (Programm nicht identifizierbar): 12 (Süd), schwächer 43 (Süd) vermutlich Metz.

Großbritannien: BBC Light Program 7 (West-Südwest), 9.

Angaben in Klammern hinter den Kanalzahlen kennzeichnen Antennen-einstellung für Optimalempfang, sie fehlen bei feldstarken Regionalsendern.

Frequenzprüfungen am 2. 9. 1962 durchgeführt von Bruno Gizewski.

AUS DEM KREIS DER EHEMALIGEN

Es heirateten: Vikar Johannes-Martin Wellmer und Realschullehrerin Christa-Maria geb. Busse (Abiturientia 1956); Studienassessor Wolfgang Deiting (Abiturientia 1952) und Eva geb. Chmielewski; Studienassessor Gerhart Knoblauch (Abiturientia 1954) und Volksschullehrerin Margret geb. Fühake (Abiturientia 1959); Volksschullehrer Gerhard Freude (Abiturientia 1955) und Agnes geb. Pöpping; Studienreferendar Hermann Menshausen (Abiturientia 1956) und cand. phil. Liesel geb. Parsch (Abiturientia 1958); Apotheker Olaf Beccard (Abiturientia 1955) und Christa geb. Bruns (Abiturientia 1957); Tierarzt Dr. Gotthard Fuchs (Abiturientia 1956) und Justizangestellte Helga geb. Driesch; Herr Achim Thormann, Hildesheim, und Elisabeth (Lilo) Kröner (Abiturientia 1956).

Es verlobten sich: Dieter Richter (Abiturientia 1956) mit Gisela Cericus; Helmut Hollwitt (Abiturientia 1957) mit Gotherle Kosiek (Abiturientia 1960).

Bestandene Examina: Karl-Heinz Glowotz (Abiturientia 1956) und Hermann Menshausen (Abiturientia 1956) bestanden die Wiss. Staatsprüfung für das Lehramt an höheren Schulen.

kurz information

Rekordzahl der deutschen Schülerzeitungen

Jede dritte Schule in der Bundesrepublik hat ihre eigene Zeitung, und zwei von drei Schulkindern kaufen sie regelmäßig. Insgesamt werden von den deutschen Schülern 570 Zeitungen herausgegeben und gelesen, sehr viel mehr als in den meisten anderen Ländern.

Schon wieder ein Verein

Stuttgart. — Schüler und Lehrer aus Dänemark, Schweden, Frankreich, Österreich und der Schweiz waren Teilnehmer der 11. Bundestagung der SMV, die kürzlich in Schmie (Schwarzwald) stattfand. Als ein Ergebnis der Versammlung ist die Gründung des Europäischen Freundeskreises für Schülermitverantwortung anzusehen. Zum Gründungsbeschluß heißt es, man wolle beweglich bleiben und die Kontakte von Land zu Land immer mehr verstärken. Das Ziel ist die europäische Zusammenarbeit auf dem Gebiet der SMV, es solle jede Schülerin und jeder Schüler internationale Erfahrungen sammeln können. Ungeklärt ist noch die geeignete Arbeitsform, wie im „Nachbereitungsbrief“ der SMV-Tagung zu lesen ist.

In Brasilien entsteht eine Kinderstadt

230 km von Brasilia, der neuen Hauptstadt Brasiliens, entfernt wird eine weitere Stadt gebaut, in der 22 000 elternlose Mädchen und Jungen eine neue Heimat finden sollen. Die Bewohner dieser Stadt — Kinder und Jugendliche bis zu 17 Jahren — werden in Familien zu je sechs Kindern zusammengefaßt, die unter der Obhut eines Pflegeelternpaares stehen. Die erwachsene Bevölkerung der Stadt wird etwa 8000 Personen zählen.

— Auf einem 680 ha großen Gelände, 1300 m über Meereshöhe gelegen, wird die Kinderstadt nicht nur Schulen und Ausbildungsstätten aller Art, sondern auch eigene Museen, Theater und Büchereien haben. Sie wurde unter der Schirmherrschaft der „Christlichen André-Lutz-Organisation“ gegründet.

NACHRICHTEN AUS DER SCHULE

Im verfloßenen Sommerhalbjahr unternahmen mehrere Klassen Wanderfahrten, und zwar: die U11a mit ihrer Klassenleiterin, Frau Studienrätin Alt und Herrn Studienrat Bergmann, nach Bremen, am 24. 5. 1962; die U11b mit ihrem Klassenleiter, Herrn Studienrat Wehrmeier, und Herrn Studienassessor Gizewski nach Bremen, am 11. 9. 1962; die O11a und die O11c in der Zeit vom 14. 5. bis 16. 5. 1962 in den Harz; die O11b in der Zeit vom 25. bis 27. 6. 1962 in das Sauerland; die U1a in der Zeit vom 19. bis 26. 6. 1962 an die Ostsee; die U11b in der Zeit vom 22. bis 29. 6. 1962 in die Eifel; die U1a, U1b und U1As in der Zeit vom 22. bis 30. 6. 1962 nach Berlin; die U1c vom 19. bis 27. 6. 1962 nach Salzburg; die O1c in der Zeit vom 28. 6. bis 1. 7. 1962 in das Sauerland.

Am 18. 5. 1962 führen Herr Studienrat Bergmann als Vertrauenslehrer der SMV und die Schüler Althoff, Wiggers und Mechthild Schulte zum Tag der westfälischen Schulen nach Dortmund, der der Förderung der SMV diene.

Herr Studienassessor Meier und Gudrun Horstkotte nahmen vom 13. 5. bis 17. 5. 1962 an einer Tagung des Kuratoriums „Unteilbares Deutschland“ als Vertreter der „Jungen Presse“ in Berlin teil.

Herr Studienrat Engstfeld und seine Frau nahmen vom 21. 5. bis 25. 5. 1962 an einer Kunsterziehtagung in Recklinghausen teil.

Am 17. 5. 1962 fand in unserem Gymnasium eine Berufsberatung für die

Schüler und Schülerinnen der Oberprimen statt.

Die diesjährige Pockenschutzimpfung für die zwölfjährigen Schüler und Schülerinnen unserer Schule wurde am 17. 5. 1962 im Kreisgesundheitsamt durchgeführt.

Am 5. und 6. Juli fanden die diesjährigen Bundesjugendspiele statt.

Vom 28. 5. bis 2. 6. 1962 nahm Herr Studienrat Große-Burlage an einer Studienkonferenz über „Staatsphilosophie und Staatstheorie“ in Bad Oeynhausen teil.

Am Sonntag, dem 24. 6. 1962, am „Tag der offenen Tür“, besuchten Schüler der Oberstufe den Flugplatz Dreierwalde und besichtigten das Jagdbombengeschwader.

Am 5. 7. 1962 führen Oberprimaner zu den Ruhrfestspielen nach Recklinghausen und sahen die Aufführung „Wallenstein“.

Am 12. 7. 1962 nahmen die Quarten und die Mittelstufe an einer Freilichtaufführung von Schillers „Wilhelm Tell“ in Tecklenburg teil.

Die Studienreferendare Böder, Frahling, Haarmann und Pfarr verließen unsere Schule am 1. 9. 1962, um zum Studienseminar nach Münster, Herr Studienreferendar Stallmann, um nach Bochum zu gehen. In unser Anstaltsseminar traten zur gleichen Zeit die neuen Referendare Dusza, Kuß, Menshausen, Nisch und Raßer ein, am 1. 11. kommt noch Herr Glaubitz dazu.



AV
UA
DE
88

Der „Wecker“ ist eine kritische Illustrierte

Der Wecker wird oft noch in der breiten Öffentlichkeit falsch angesehen und man glaubt, er gehe nur Schüler etwas an. Zwar hat der Wecker einmal als Schulnachrichtenblatt begonnen, aber er ist das, wie die meisten Zeitungen der „jungen Presse“, nicht mehr. Die Schulnachrichten innerhalb des Weckers sind nur kurze Mitteilungen allgemeiner Art. Der Wecker ist inzwischen eine Zeitschrift geworden wie jede andere auch, nur daß er von Jugendlichen verfaßt und verlegt wird, er ist eine jugendeigene Zeitschrift. Die Jugendlichen sagen darin manches offene Wort, vielleicht überspitzt, aber aus ihrem Jungsein verständlich. Ein offenes Wort, das für die ältere Generation wirklich zu überlegen ist. Die Jugend von heute ist die Zukunft von morgen. Was will sie, was sucht sie, wie steht sie in der Zeit, wie sieht sie ihre Probleme?

Das alles wird uns im „Wecker“ vorgelegt. Er ist eine jugendeigene, kritische Illustrierte.

K. Engsfeld
Ibbenbürener Volksztg., 15. Juni 1962

Der „Wecker“ behauptet „Pressefreiheit existiert nicht“

Man kann sich darüber streiten, ob eine Schülerzeitschrift dazu geeignet ist, der Öffentlichkeit Meinungen über das Wirtschaftswunder vorzulegen. Abgesehen davon, daß die Perspektive, aus der Jugendliche — diesen liegenden Falle Schüler — diesen komplexen Begriff zu betrachten pflegen, nur eng begrenzt sein kann,

ACHTUNG HOCH SPANNUNG

IST UNSER „wecker“ AUF DEM RICHTIGEN WEG?

DER „wecker“ WIRD VON ALLEN SEITEN
„ANGESCHOSSEN“ UND KRITISIERT, ABER
AUCH VON SEHR VIELEN GELOBT!

IST UNSER „wecker“ AUF DEM RICHTIGEN
WEG? HABEN DIE KRITISCHEN STIMMEN
RECHT? DIE MEINEN, DASS DER „wecker“
SEINE GRENZEN NICHT ERKANNT HAT?
VOR ALLEM HABEN UNS ZWEI HEIMATZEITUN-
GEN STARK ATTACKIERT.

LEST HIERZU DIE ZAHLREICHEN
LESERBRIEFE,
DIE WIR WEGEN PLATZMANGELS LEIDER
NUR IN AUSZÜGEN VERÖFFENTLICHEN
KÖNNEN.

ist jedoch der Wille, periphere Erscheinungen des äußeren Wohlstands-anstieges von vornherein negativ zu beurteilen, vom publizistischen Standpunkt her gesehen, unverträglich.

Der neue „Wecker“ schöpft mit dieser Tendenz aus dem Literaturschatz gleichgesinnter Vorbilder, reichert alles mit der besagten Prise „shocking“ an, mit der man jedoch weit über das Ziel hinauschoß, weil man sie in einer unverträglichen Überdosis verabreichte.

Schon der Leitartikel ist ein Abbild dessen, was den Leser auf den folgenden Seiten erwartet. Abgesehen davon, daß er in stilistischer Hinsicht gerade das präsentiert, was einige Seiten weiter verurteilt wird, entwickelt der Verfasser zum Teil triviale Motive, um damit die Mentalität des 18jährigen Unterprimaners zu skizzieren, die das Wirtschaftswunder geprägt hat. Phlegma, Materialismus, Intoleranz und Ideologiekritik sind nur einige Merkmale. Sollte jener 18jährige der Prototyp des Oberschülers von heute sein, so gibt die Frage nach der Qualität des akademischen Nachwuchses doch zu denken.

Desorientiert, kontaktarm, bildungshungrig, gehetzt, bildungs- und meinungslos: so stellt der Beitrag „Anatomie des deutschen Lesers“ die Masse der Leser heraus, die jedoch nach Meinung des Verfassers keinen Grund zum Pessimismus gibt, da es auch eine — zwar schwer zu erfassende — Schicht der Wachen, Aufgeschlossenen, Interessierten gebe, die die Tageszeitungen nicht nur aus Neugier und der Unterhaltung wegen lese. Die Grundlage dieser Leseranalyse — an zwei deutschen illustrierten Zeitschriften und einer Tageszeitung angestellt — liegt schon deshalb auf einer etwas schrägen Ebene und verliert an Glaubhaftigkeit, da dem Autor der publizistikwissenschaftliche Fehler unterlaufen ist, daß er lediglich das Presse-Medium sieht, nicht jedoch die

eminenter wichtigen Merkmale, die eine Tageszeitung, Wochenzeitung und Zeitschrift voneinander unterscheidet.

„Die Pressefreiheit als Feigenblatt“ überschreibt ein Primaner seine Stellungnahme zu einem Buch von Kurt Ziesel, einem der umstrittenen Autoren in der Publizistikliteratur. Ziesel verbindet Wahres, Halbwahres und Irrsinn mit höchst unlogischer Methodik zu einem Komplex, dem man das Fazit entnehmen darf, daß in Deutschland für keinen Journalisten die Meinungsfreiheit existiert und hinter allen Zeitungen „irgendwo in den Wolken unsichtbar“ ein Herr Goebbels sitzt und die Meinung lenkt wie einst“.

Der Verfasser des Kommentars, offensichtlich ein Laie auf dem Gebiet der Publizistik, schließt sich dem Autor an, indem er konstatiert, daß die „Öffentlichkeit durch einen handfesten Opportunismus ihrer eigenen Presse korrumpiert“ werde. Außerdem erhebt er das Postulat, „die Praktiken der im trüben fischenden Dunkelwälder unserer Demokratie aufzudecken“. — Kein Mensch, der ernst genommen werden will, nimmt Ziesel ernst. Erstaunlich, daß der „Wecker“ sich mit Ziesels Äußerungen und seinem vulgären Sprachstil identifiziert.

Schülerzeitschriften werden normalerweise nicht sehr ernst genommen. Der „Wecker“ hatte jedoch durch die Behandlungen globaler Themen ein ernst zu nehmendes Profil erhalten. Man sollte jedoch nicht erstreben, zu ernst genommen zu werden. Mit einem einseitig und mit jugendlichem „Sturm und Drang“ behandelten Thema wie jenes, in dem die Beiträge einander zudem vielfach widersprechen und das inkonsequent und ohne fundierte Grundlage ausgebreitet wird, kann man Gefährliches überhaupt nicht mehr ernst genommen zu werden.

—bn—

Tecklenburger Landbote, 10. 6. 1962
Ibbenbürener Volkszeitung, 12. 6. 1962

Der „Wecker“ stinkt? Die ANTWORT DER „Wecker“- REDAKTION

Es gibt immer wieder Stimmen, die sagen, daß die heutige Generation, unsere Eltern, ihre Lebensaufgabe nicht bewältigt habe, weder in der Nazi-Zeit noch in der Nachkriegszeit. Aus welchen Gründen wollen wir dahingestellt sein lassen. Und nun hat uns eine Kritik des „Tecklenburger Landboten“, die auch in der „Ilbenbürener Volkszeitung“ abgedruckt war, vorgeworfen, der „wecker“ sei über die Befugnisse einer Schülerzeitung hinausgeschossen!

Wir wollen aber nicht, daß uns unsere Kinder auch einmal vorwerfen, daß wir unsere Vergangenheit nicht bewältigten, daß wir uns politisch zuwenig unterrichteten und wir zuwenig fruchtbar auf unsere Mitmenschen einwirkten. Wir dürfen uns später nicht vorwerfen lassen, uns nur mit Latein und Griechisch befaßt, nicht aber an der Gestaltung unserer Zeit mitgeholfen zu haben.

Die Schülerzeitung ist kein Organ, um mehr oder weniger belanglose Schulangelegenheiten zu verewigen. Sie soll vielmehr zur Verantwortlichkeit zum Nachdenken, zur Auseinandersetzung mit der ganzen Umwelt anregen.

Das haben wir in unserem letzten „wecker“ versucht und — wir hoffen, Sie legen es uns nicht als Halsstarrigkeit oder Überheblichkeit aus — auch erreicht. In der Schule wird diskutiert über dieses Thema, man fragt sich, man streitet sich. Und darüber hinaus beschäftigen sich Eltern, bekannte Journalisten, Lehrer und die Lokalzeitungen mit dem „wecker“ und somit mit den Auswirkungen des Wirtschaftswunders.

Wir wissen sehr wohl um Widersprüchlichkeiten zweier Artikel voneinander. Aber da wir unsere Lesern keineswegs ein abgerundetes Bild vorsetzen, sondern sie zu eigenem Nachdenken und Diskutieren anregen wollen, werden Sie uns doch in dieser Hinsicht den Wert eines Werturteils zugestehen. So viel zu dem generellen Vorwurf, wir hätten die Kompetenzen einer Schülerzeitung überschritten.

Wir billigen jedem das Recht zur Kritik zu, genauso wie ja auch wir dieses Recht in Anspruch nehmen. Doch darf eine Kritik niemals Wortmarieterei sein, geschrieben aus Freude an schönklingenden Sätzen, sondern sie muß — obwohl subjektiv — doch auf der Grundlage objektiver Richtigkeit beruhen. Dem Verfasser der Kritik im „Tecklenburger Landboten“ sind nun einige so schwere Vorwürfe gegen diese Objekte Richtigkeit unterlaufen, daß wir sie einfach nicht unwidersprochen lassen können.

● Es wird Sie wohl erstaunen, sehr geehrter Herr bn, aber gerade das, was Sie anscheinend als unbescholtene Neuerscheinung des Leitartiklers angesehen haben, ist sein einziger Sinn: die „Qualität des akademischen Nachwuchses“ sollte nämlich wirklich zu denken geben, und da Sie ja Schülerzeitungen nicht ernst nehmen, verweisen wir auf den Soziologen Professor Schelsky in Münster, auf Professor Jens von Tübingen und Professor Speer, Rektor der Universität München. Nach der Lektüre der Bücher dieser doch wohl in bezug auf akademische Jugend zuständigen Persönlichkeiten wird es jedem zu denken geben.

Übrigens, absatzlange, bis zur Unverständlichkeit verzackelte Sätze, durchsetzt mit unzähligen nichtsagenden und zum Teil sogar falsch gebrauchten Fremdwörtern können zwar den Leser verwirren und ihm Sand in die Augen streuen, eine Gewähr für die Richtigkeit sind sie aber noch lange nicht.

● Und nun zum dritten Punkt Ihrer Anklage. Man kann zu Zielsetzungen, wie man will, ihre Behauptung aber, der „wecker“ identifiziere sich mit seinen Äußerungen und die überschreite ihre Skriptums, „der wecker behauptet, Pressefreiheit existiert nicht“, sind eben einfache Behauptungen. Gerade Sie, geehrter Herr bn, sollten doch als Journalist schon einmal den abgedroschenen Satz gehört haben: „Mit vollem Namen gezeichnete Artikel gelten unbedingt als Meinungsäußerung“, und im übrigen waren die Äußerungen Zielsets doch wohl durch die Anführungszeichen als Diskussionsbeitrag, als Zitat gekennzeichnet.

Dennoch, trotz aller sachlichen Fehler oder gerade deswegen, hat Ihre Kritik uns etwas sehr Erreuellendes gebracht, ihr haben wir eine schöne Erkenntnis zu verdanken: Unsere Mitschüler lassen sich nicht durch Schachtelsätze und gewichtige

Fremdwörter und auch nicht durch das Ansehen einer von Professionals redigierten Zeitung die Augen verschließen. Mehrere haben uns von sich aus Briefe, Entrüstungsschreie über diese Kritik geschrieben in unserer nächsten Ausgabe werden wir wenigstens einige in Auszügen veröffentlichen, und wir werden uns erlauben, Ihnen wieder ein Exemplar zuzuschicken.

Mit freundlichen Grüßen
Die Redaktionen des „weckers“.
● Veröffentlicht in vollem Wortlaut in dem „Tecklenburger Landboten“ und in der „Ilbenbürener Volkszeitung“ am 10. 7. 1962.

Die ANTWORT EINIGER SCHÜLER

Liebe Weckerfreunde!

Unserer Schülerzeitung ist die hohe Ehre widerfahren, im „Tecklenburger Landboten“ öffentlich angegriffen zu werden. Urschreiber „Wecker“ hätte durch Abhandlungen „globaler Themen“ den üblichen, nicht erst zu nehmenden Rahmen einer Schülerzeitung gesprengt. Die Beiträge (über das Wirtschaftswunder, über die Pressefreiheit) seien ohne ausreichendes Wissen geschrieben worden (unser „Freund“ schrieb: ohne fundierte Grundlage! Vorsteh Ihr das? Ich übersetze für ihn, nicht für Euch: ohne gründliche Grundlage), und man hätte — last not least — deutlich gemerkt, daß nur unreife Schüler diese „versierte“ Journalisten den Stift geführt hätten. Welch ein Verbrechen! An den Pranger mit solch einer Schülerzeitung, die offenbar von Laien auf dem Gebiete der Publizistik redigiert wird und „deren Stil sich offensichtlich mit dem des Schriftstellers Zielset identifizieren müßte“.

Après Stil! Erlaubt mir bitte, meine Weckerfreunde, daß ich den Stil unseres ungenannten Angreifers, der so großmächtig daherredet und der vielleicht gar ein wissenschaftlich geschulter Publizist ist (!), daß ich auch seinen Stil zwar nicht ein ganz kleines Bißchen, aber dafür mit desto größerem Vergnügen, kritisch betrachte. Ich werde seinen Aufsatz einmal mit Euch ganz rasch überfliegen; Anspruch auf Vollständigkeit der darin aufzufindenden Stilüberrückungen ist nicht zu machen.

Gleich in der Einführung wird „eine Prise injiziert“. Bisher war es allge-

mein üblich, eine Prise zu nehmen; denn injizieren kann man bekanntlich nur Flüssigkeiten, diese allerdings in verschiedenen Mengen oder Dosen, und ich glaube, der Schreiber wollte auch sagen, „eine Dosis injizieren“.

Dann geht es gleich weiter: „ein Attribut kann vom Inhaltlicher zu einem positiven Charakteristikum werden“. Brrrrrrr . . . schnell einen Schwamm!

Weiter: „Man kann sich darüber streiten, ob ein Schülerschriftgeleitert ist (s o i, mein Bester!)“. Es tut mir weh, aber fast jeder Satz ist falsch. Wir Jugendliche betrachten doch nicht „aus einer Perspektive“, zudem noch einen „komplexen Begriff“. Wir betrachten, wie jeder normale Mensch, irgendwelche Dinge (meinetwegen auch komplexe Begriffe) von einem Standpunkt aus. Man kann doch nicht „aus einer Perspektive heraussehen“!

Warum unser „Freund“ nur so viele, anscheinend halberdaute, Fremdwörter verwendet? Sie müssen ja bei einem solchen Gebrauch unanschaulich wirken, weil sie völlig falsche Bilder erzeugen. Ich fahre fort: Phlegma, Materialismus, Intoleranz und Ideologiekritik sind bei unserem Skribenten einmal „triviale Motive“, zum anderen „Merkmale“. Phlegma und Intoleranz sind doch bekanntlich Kennzeichen für Materialismus und Ideologiekritik sind Anschauungen einer Person. Unser Schreiber wirft alle vier Begriffe getrost in einen Topf und macht daraus „triviale Motive“ — abgedroschene Bewegwörter. Aber wehe, wenn im „wecker“ ein „publizistikwissenschaftlicher“ Fehler unterläuft, dreimal wehe! Wie können wir aber auch lediglich das „Presse-Medium“ sehen, und dabei die „eminente wichtigen Merkmale“ übersehen, die Zeitungen und Zeitschriften voneinander unterscheiden? Und Sie schreibt in der Tat den Singular!

„Darf man einem Komplex das Fazit entnehmen? Ich frage Euch . . .“ „Uff, Uff,“ würde Winnetou sagen, und so jemand behält bei Euch seinen Kaltpf!

Wolfgang Scheffel, Olla.

Sehr geehrter Herr bn

Ich möchte es mir nicht verkneifen, einige Fragen und Richtigstellungen zu der Kritik unseres „weckers“ an Sie zu richten.

1. Wo steht im „wecker“, wie Sie in der Überschrift behaupten, die

Pelikano

der blau-silberne Schulfüller
mit zwei Tinten-Patronen

Sauberer, schnelles Füllen

Pelikano

Immer eine Reserve-Patrone

Unbedingt kleckssicher

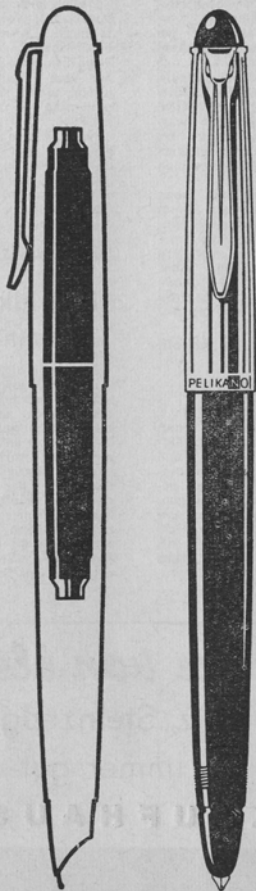
Pelikano

Schüttelfest, robust

Federn für jedes Schul-Alter

Pelikano

Es gibt viele Patronen-Füller,



mit

dem

kannst

du

Pferde

stehlen

gehen

aber nur einen PELIKANO

- der kleckst nie!

Feststellung, „die Pressefreiheit existiert nicht?“, Ich bitte Sie, angebliche Behauptungen der Redaktion und Zitate (die in Anführungszeichen als solche gekennzeichnet und angekündigt waren) säuberlich zu trennen, sonst müßte man Ihnen Effekthascherei vorwerfen.

5. Wann sollen Ihrer Meinung nach Schüler anfangen, sich mit Politik zu beschäftigen und derartige Fragen auch in ihrer Zeitschrift diskutieren?

Halten Sie es für möglich, daß ein Jugendlicher, der sich bis zum Abitur (19. Lebensjahr) nicht mit Politik beschäftigt hat, plötzlich anfängt, politisches Interesse an den Tag zu legen?

6. Sollte man sich Ihrer Meinung nach nur deshalb nicht mehr mit dem Wirtschaftswunder beschäftigen, weil sich vorher schon viele Leute ohne Erfolg (was ich bezweifle) damit beschäftigt haben? Was würden Sie sagen, wenn jemand diese Meinung auch auf die Frage der deutschen Wiedervereinigung übertragen würde?

7. Sie fragen sich (und verbinden damit eine Kritik), ob der geschilderte 18jährige wirklich der Prototyp des heutigen Oberschülers sei und fragen sich weiter, ob dann nicht die Qualität des akademischen Nachwuchses zu denken gebe. Sie werden vielleicht überrascht sein, aber genau zu dieser Fragestellung und zu diesem Problem sollte der Artikel unsere Mitschüler führen!

8. Ihr Vorwurf, wir strebten danach, zu ernst genommen zu werden, entspringt anscheinend einer gewissen (und auch verständlichen) Skepsis und Überheblichkeit uns jugendlichen „Schmalspurjournalisten“ gegenüber. Ich kann Sie in diesem Punkt aber beruhigen. Nicht wir wollen ernst genommen werden, sondern wir versuchen zu erreichen, daß die Auswüchse unseres Wirtschaftswunders ernst genommen werden.

Im übrigen stimme ich mit Ihnen darin überein, daß sich bei Ziesel viele Halb- und Unwahrheiten finden. Mein Mitschüler ist wegen seines Pro-Ziesel-Artikels auch von uns genug angegriffen worden. Aber warum sollte er bei der von Ihnen so energisch vertretenen Pressefreiheit nicht seine eigene Meinung zur Diskussion stellen dürfen?

Gerd Althoff.

Überheblichkeit?

Daß der Wecker „stinkt“, kann man wirklich nicht behaupten. Dazu ist er zu jung und frisch. Wenn aber von der Jugend Stimmen aufgegriffen und zur Diskussion gestellt werden, die angeblich besagen, daß „die heutige Generation, unsere Eltern, ihre Lebensaufgabe nicht bewältigt habe“, so sollten wir als diese Generation, als Eltern, uns auch dazu äußern.

Haben sich diese jungen Menschen überhaupt wohl mal überlegt, was es heißt, „seine Lebensaufgabe nicht bewältigen“? Kann man denn die Bewältigung einer Lebensaufgabe nur vom Politischen her sehen? Vor allem, wenn sich diese Anklage gegen eine ganze Generation richten soll?

Nach einem solchen vollständigen Versagen der heutigen Generation hätte diese Jugend vielleicht keinen „Wecker“, durch den sie so frei und offen — nicht immer schlecht, das gebe ich zu — ihrer Meinung Ausdruck geben könnte.

G. St., Ibbenbüren
Ibbenbürener Volkszeitung, 12. 7. 1962

Die Kritik der 3. Heimatzeitung

Ein Unbefangener, der nicht darum weiß, daß es sich um eine Schülerzeitung handelt, wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß hier Pädagogen und Jugendzieher in modernster typographischer Aufmachung nach einer Möglichkeit suchen, Erziehungsberechtigten die Gefahren der Reizüberflutung im deutschen Blätterwald vor Augen zu führen. Eine begrüßenswerte Maßnahme, wenn diese Zeitschrift sich tatsächlich an diesen Leserkreis wenden würde, für eine Schülerzeitschrift erscheint der Bogen, jedenfalls soweit

sich die Zeitschrift an jüngere Schüler wendet, als zu weit gespannt.

Die Redaktion wird Überlegungen anstellen müssen, ob es nicht doch falsch ist, die Mehrzahl der Beiträge nur einem Fragenkomplex zu widmen und dabei die eigentlichen Aufgaben, der Nachrichtengabe aus dem schulischen Sektor, sträflich zu vernachlässigen. Die aufgeworfenen Themen sind sicherlich geschickt ausgewählt, teils auch aus Schülerkreisen hervorragend behandelt, sie gehen aber, zum Thema selbst gesehen, in den meisten Fällen weit über die Urteilskraft hinaus, und müssen sich dann zwangsläufig auf die Stellungnahme „Berufener“ beschränken.

Westfälische Nachrichten, 5. Juli 1962

Endlich: Die Kritik des „Tecklenburger“

Mit jugendlichem Schwung

Das ist nicht zu leugnen: Zuerst gibt es so etwas wie einen Schock. Was ist das für eine Sprache! Und

Schöne Geschenke von bleibendem Wert
in Silber, Messing, Holz, Steinzeug, Glas, Kristall und
Porzellan finden Sie immer gut und preiswert im

KAUFHAUS

Overmeyer

IBBENBÜREN

LENGERICH

Eine 200 jährige Tradition

verbürgt die heutige Leistungsfähigkeit
unseres Hauses

Bernard Banning
LENGERICH - ALTSTADT



Seit über 50 Jahren

Handarbeiten und Wolle

von

Geschw. Torhorst

und immer gut bedient

Schneller Fremdsprachen erlernen

mit Langenscheidt-Sprachkursen auf Schallplatten
4 Schallplatten 24,- DM

Lassen Sie sich beraten

im führenden Schallplatten-Fachgeschäft Bahnhofstraße 22

MUSIK - BLEKER

Ein gemütliches Heim
durch **TEPPICHE, L'AUFER, BRÜCKEN**
und **BETTUMRANDUNGEN**
aus dem bekannten Teppichhaus

FRANZ WESSELMANN & CO.

Ibbenbüren, Kanalstraße 10

Kaweco - schenken, denn:

...mit Kaweco schreibt sich's gut!

Bestätigen begeisterte Freunde seit Jahrzehnten

Kaweco gibt es nur bei

Th. Rieping

Schulbuch- u. Schreibwarenhandlung
Ibbenbüren, Große Straße 23, Ruf 2186

**Wilhelm
Determann**

Inh. Herm. Determann

Ofen

Herde

Waschmaschinen

Kesselöfen

Lengerich i. Westf. - Fernruf 2330

Das Kaufhaus

mit der besonderen Note

W. F. NEBINGER

Lengerich-Altstadt



Wilh. Pufahl

Kraftfahrzeuge

Opelhändler - Fahrschule - BV-Tankstelle

LENGERICH (WESTF.)

Münsterstraße 51 - Ruf 556

dann noch obendrein auf der vorderen Umschlagseite der Schülerzeitung eines Gymnasiums, des Amtsgymnasiums Ibbenbüren: „Das Wirtschaftswunder stinkt“. Da muß sich ja die Stirn in Falten legen. Dann blüht man, in dieser neuesten Ausgabe „Der Wecker“ Erster Eindruck: Reißer-Überschriften. Schnell ist man aber dahinter. Und plötzlich hat man sich festgelesen. Daß man dabei steht, merkt man gar nicht. Auch nicht, daß die Falten von der Stirn verschwinden.

Das Blättern hat aufgehört. Es wird gelesen. Es wird zustimmend genickt, manchmal auch fragend mit dem Kopf geschüttelt. Aber dann ist das Bewußtsein da: Es ist gut, zu wissen, wie die Jugend sich mit den Zeitströmungen auseinandersetzt, wie sie denkt und was sie zu sagen hat. Das geschieht deutlich, bildhaft und mit jugendlichem Schwung. Und das alles alles sehr sympathisch. Und wenn noch etwas dazu zu sagen wäre: Man sollte es ernst nehmen. Wie gesagt: Die Stirn hat sich längst wieder geglättet.

Der Tecklenburger, 4. Juli 1962

Die Antwort auf die Antwort

Es ist zwar ein begrüßenswerter Vorsatz, wenn Schüler bzw. die junge Generation sich tatsächlich dazu entschließt, politisch auf gleichgesinnte oder desinteressierte Menschen einzuwirken. Die „Wecker“-Redaktion hat ihre sich gestellte Aufgabe, zur Verantwortlichkeit, zur Auseinandersetzung mit der Umwelt anzuregen, bisher ansprechend gelöst.

Obgleich Themen und Aufmachung herkömmliche Vorstellungen von einer Schülerzeitschrift weitgehend vermissen, war das neue Gesicht akzeptabel. In ihm spiegeln sich Forderung und Mahnung zum staatspolitischen Mit- und Nachdenken wider. Das war ein unmißverständliches Ja zur aktiven Auseinandersetzung mit der Umwelt. Das war ein Zeugnis ehrlichen Willens. Dieses Novum im sonst recht monotonen Blätterwald der Schülerzeitschriften überraschte den Kritiker.

Trotz Erfolg und positiven Reaktionen in der Leserschaft sollten Sie, verehrte „Wecker“-Redakteure, ihre Arbeit nicht überbewerten. Ihren Eifer, ihr Streben nach Bewältigung der Vergangenheit und politischer Meinungsbildung in allen Ehren. Sie sollten diese Grundsätze jedoch nicht durch extreme Kritikfreudigkeit entwerthen. Es gibt Themen, die einer besonders behutsamen und sorgfältigen Analyse bedürfen, ehe man sie publiziert. Das Thema „Wirtschaftswunder“ gehört zu dieser Kategorie.

Lapidar zu behaupten, der Oberschüler sei phlegmatisch, ideallos, der Leser ein Gartenwegdeutscher, Querulant und meinungslos, die Demo-

krate mit Dunkelmännern durchsetzt: wer hat schuld? Das Wirtschaftswunder. Also stinkt es! — ist das objektiv? . . .

... Ihre Courage und Aufgewecktheit ist anerkennenswert. Mir hat Ihr Protestschrei aber ebenfalls eine schöne Erkenntnis gebracht, daß Redakteure einer Schülerzeitschrift sich nicht anmaßen sollten, politische Probleme hochzustechen, die sie nicht beherrschen und bewältigen können. Im „Wecker“ krittelt es bereits beim Thema „Entwicklungshilfe“. Beim Thema „Wirtschaftswunder“ wurde offenbar, daß Schüler sich auf diesem Gebiet nicht allzusehr vertrauen und zumuten sollten. Überschätzen Sie, verehrte „Wecker“-Redaktion, nicht Ihre Fähigkeiten mit der Annahme, politische Probleme, deren Lösungen selbst die Wissenschaft noch nicht gefunden hat, auf knapp 15 Seiten klassifizieren zu können? Auch in der Annahme, sich zur Auseinandersetzung mit der Umwelt muß eine diesbezügliche Aussage Glauben finden, um wirksam zu sein, um Vertrauen zu finden. Das dürften Sie, zumindest in der letzten Ausgabe, bei kritisch urteilenden Lesern nicht gefunden haben. —

Tecklenburger Landbote, 13. 7. 1962

Ein ehemaliger „Wecker“-Chef sagt seine Meinung

Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich sage, daß der WECKER, hätten der Jury die letzten beiden Aufgaben vorgelesen, beim Wettbewerb der LANDESJUGENDPRESSE NRW unter den ersten fünf Preisträgern gewesen wäre.

Die letzte Ausgabe hat mir recht gut gefallen. Sehr gut der zusammenfassende Leitartikel von G. H.; endlich mal ein Meckel-Gedicht in einer Schülerzeitung (geschickt selten genug); die Artikel durchweg inhaltlich und aussagekräftig, der Umbruch ansprechend, keine BAG mehr und vor allem: nicht mehr nur tierischer Ernst, der früher allzuoft durchschien. Wirklich eine gelungene Leistung, die Ihr Lob verdient. Der provinziellen Meckerei der Ibbenbürener Volkszeitung kann ich mich nicht anschließen.

Wenn ich daran denke, wie wir uns vor drei bis fünf Jahren im Grunde erfolglos bemüht haben, den WECKER besser zu machen, wobei wir nach dem Motto verfahren: „Den Seinen gibst du der Herr im Schlaf“ (was offenbar jeden Schlafenden veranlaßt, sich zu den „Seinen“ zu zählen!), kann ich Euch nur beklückwünschen und feststellen, daß Ihr offenbar weniger schlaf als wir damals.

Hans-Jürgen Puhle.

Sandtorten,
herrlich locker

gelingen besonders gut mit

Weizenin

dem naturreinen Weizenstärkepuuder

**KAUFT IN DEN GESCHÄFTEN,
DIE IM „WECKER“ INSERIEREN!**

*Stets gut beraten
und bedient*



in Ihrer
DROGERIE

Karl Kleine-Nordhaus

Lengerich (Westf.), Bahnhofstraße 8
Fernruf 2280

Frohe Stunden

festhalten mit
Kamera und Blitz

von

FOTO-PELKEN

Nach wie vor das führende Labor

Gute Bücher

für Unterhaltung und
Weiterbildung

Taschenbücher
und sämtlichen
Schulbedarf



Buchhandlung

Josef Althaus

Große Straße 4

Eine gute

Ausbildung

in modern eingerichteten
Schulräumen bietet Ihnen
die **Fahrschule**

G. Busch

Lengerich (Westf.),
Osnabrücker Straße 7,

Lienen (Westf.),
Dorf 36 (Jägerhof),
Telefon Lengerich 2394

Über **70** Jahre

im Dienste der Kundschaft

H. Wichmann

LENGERICH (WESTF.)

RUF 771

Baustoffe - Fliesen und PVC-Fußböden

Holz - Eisen - Eisenwaren

BIO - AG

In der letzten Ausgabe des „weckers“ las ich den Leserbrief eines Schülers unserer Schule, der sich fragte, weshalb eigentlich mit jedem „wecker“ die Beilage „Naturfreunde unter sich“ erscheint, die doch nach seiner Meinung nur einen ganz geringen Prozentsatz der Schüler interessiert.

Auf Grund dieses Leserbriefes von Peter Seidel entschloß sich die Redaktion der „Naturfreunde unter sich“ einer Meinungsumfrage in allen Klassen unserer Schule durchzuführen. Die Frage lautet: „Möchtest Du, daß der „wecker“ mit oder ohne „Naturfreunde unter sich“ erscheint?“ Jeder Schüler konnte dabei entscheiden, ohne vorher von der BAG beeinflusst worden zu sein (was man von der Gegenseite nicht unbedingt sagen kann). Diese Umfrage brachte folgendes Ergebnis:

Vla: 39 pro (für die Beilage „Naturfreunde unter sich“ im „wecker“), 42 contra (wünschen den „wecker“ ohne Beilage); Vlb: 42 pro, 0 contra; Va: 10 pro, 29 contra; Vb: 36 pro, 5 contra; IVa: 49 pro, 8 contra; IVb: 39 pro, 8 contra; UIIIa: 10 pro, 26 contra; UIIIb: 38 pro, 5 contra; OIIIIa: 15 pro, 4 contra; OIIIIb: 38 pro, 5 contra; OIIIIc: 13 pro, 12 contra; UIIIa: 10 pro, 11 contra; UIIIb: 5 pro, 18 contra; OIIIIa: 9 pro, 16 contra; OIIIIb: 3 pro, 21 contra;

OIII Asa: 21 pro, 3 contra; OIII Ab: 23 pro, 3 contra; UIa 4 pro, 15 contra; UIb: 3 pro, 21 contra; UIc: 2 pro, 17 contra; UI As: 10 pro, 10 contra; OIa: 5 pro, 11 contra; OIb: 7 pro, 8 contra; OIc: 7 pro, 13 contra.

Diese Umfrage beweist, daß der „ganz geringe Prozentsatz“ doch immerhin aus 436 Schülern (61,8 Prozent) besteht, die sich für diese Beilage interessieren, während 271 Schüler die „Naturfreunde unter sich“ ablehnen. Dabei ist zu beachten, daß nicht etwa nur die Unterstufe diese Beilage lesen möchte, wie einige Schüler offensichtlich glauben. Auch in der Mittel- und Oberstufe stimmen noch einige Klassen mit mehr als 50 Prozent dafür, daß mit dem „wecker“ auch die „Naturfreunde unter sich“ erscheinen.

Auf Grund des großen Interesses, das die Schüler der Beilage „Naturfreunde unter sich“ entgegenbringen, wird schon mit der Oktober-Ausgabe des „weckers“ die Beilage wieder erscheinen.

Willi Kiewitt Olla

Hierzu meinen einige Schüler

Die Formulierung der Frage war nicht richtig! Man hätte fragen sollen: „Liest Du die „Naturfreunde unter sich“ regelmäßig?“ Dann wäre

die Umfrage sicherlich so ausgefallen, wie Peter Seidel es vermutete.

Ein Journalist

Ich habe den „Wecker“ mit lebhaftem Interesse studiert und mich sowohl über seine Tendenz wie auch über die Form gefreut, die mir durchaus wohlgefallen erscheint. Die Schülerzeitungen haben sich — durch zahlenmäßiges Anwachsen, Beispiel und ideale Konkurrenz — zu einem erfreulichen Betätigungsfeld frischer, geistiger Aktivität entwickelt. Als Vorstufe zur „großen“ Publizistik haben Sie den schönen Vorteil echter Unabhängigkeit, in Anlage und Gestaltung so gut wie in einer echten Verantwortlichkeit. Ich meine, „Der Wecker“ darf sich wenigstens seiner Aktivität noch schon zu einer Spitzengruppe gut fundierter Zeitschriften zählen. Beste Wünsche also zum weiteren Fortschritt auf diesem Wege!

Poul Sackardt, Hamburg.

Unterstufe:

Der „Wecker“ ist beliebt in der Oberstufe, jedoch kaum in der Unterstufe. Wir möchten die eingehenden Artikel mit einer Kritik versehen. Die nichtgenannten Artikel in-

teressieren sowieso nicht. „Anatomie des deutschen Lesers“ interessiert die Unterstufe wenig und ist sogar aus einer Zeitschrift entnommen worden, die für Ältere da ist. Es wäre besser, Schüler würden schreiben. „Das Geschäft mit den Schmutzen“, „Tarzan spricht“ und „Beine, Busen, Babys“ kennt man doch längst. „Jugend in Rußland“, „Man muß auch verlieren können“, „Seifenkistenrennen“, „Deutschland — England“ und allenfalls „Mahalia Jackson“, „Schneeballschlacht im Sommer“ und „Nachrichten aus der Schule“ interessieren die Unterstufe, dazu noch „Das Porträt“.

Zu dem Leserbrief H. P. Seidels möchten wir als BAG-Mitglieder Stellung nehmen: Die Begründungen H. P. Seidels dürften für den „Wecker“ in den meisten Punkten stimmen, nicht aber für „Naturfreunde unter sich“.

Die Zahl derer, die sich für den „Wecker“ interessieren, ist denkbar gering. Z. B. „Das Wirtschaftswunder stinkt“ interessiert kaum die Unterstufe. Dazu dürften wir darauf hinweisen, daß der „Wecker“ sich dem BAG-Teil, aber nicht der BAG-Teil sich dem „Wecker“ angeschlossen hat! Das „traditionelle Durchreißen“ dürfte sehr wohl für den „Wecker“ stimmen. Wir glauben nicht, daß es gut ist, den Lesern Kost vorzusetzen, die er wegwirft!

Peter Becker IVb
Ulrich Deiters IVb

SMW lädt ein:

zum HERBSTFEST am 26. Okt. 62
bei Leugermann, Beginn 19.30 Uhr

Kohlen=Eickelmann

Kohlen - Koks - Briketts - Heizöl

Ibbenbüren (Westf.)

Oststraße 5 - Telefon 4077



Dugena

TROPICA

sehr elegant und doch „hart im Nehmen“ — eine wirkliche Universal-Uhr! Der beste Freund für Männer, die viel von ihrer Uhr verlangen. Eine Fülle bestechender Eigenschaften zeichnen diese wertvolle Dugena-Uhr aus:

Dugena zeigt den Fortschritt an!

... eine Uhr
wie Sie sie noch nie
getragen haben

Ernst Altevogt

LENGERICH

Altstadt 5

Denk an Deine
Zukunft

und spare bei uns

**Ibbenbürener
Volksbank**

Fahrlehrer für Kraftfahrzeuge
aller Klassen

**Anton
Meyer** **Ibbenbüren
und
Hörstel**

Fernruf: Ibbenbüren 2473

Für viele Herren ist es selbstverständlich

daß sie bei Bedarf von Kleidung zuerst das Bekleidungs-
haus York in Ibbenbüren aufsuchen. Denken Sie bitte daran,
daß Sie dort auch für Ihren Sohn die Kleidung finden, wie
sie die Jugend heute liebt. Die große Auswahl bei York bietet
jung und alt die beste Möglichkeit, sich gut und auch preiswert
zu kleiden. York-Kleidung macht Männer zu eleganten Herren.

Blumentöpfe und Pflanzschalen
in allen Größen

SAMENHANDLUNG

Rudolf Tebbe

Ibbenbüren, Große Straße 34

OTTO PROTZ

Inhaber: Hans-Joachim Protz

Straßen- und Tiefbau
Asphalt- und Teerprodukte

Ibbenbüren/Westfalen

Postfach 327
Telefon: 4871 und 2225

Ibbenbürener
HANDELSGESELLSCHAFT MBH



GERÄTE - MASCHINEN
TECHNISCHE ERZEUGNISSE

IBBENBÜREN (WESTF.)

Postfach 327 - Tel.: 2225 u. 4871

„Wecker“ habe ich mit Ver-
gnügen und sehr gründlich gelesen,
und auch mein Mann und Gerd (16
Jahre) haben hineingesehen. Für
eine Schülerzeitung wirklich beacht-
lich! Sozusagen Sturm und Drang in
graphisch perfekter Aufmachung. Der
Leitartikel hält ja nicht so ganz, was
die avantgardistische Überschrift ver-
spricht. Es ist schon in Ordnung, daß
die Jugend an den Käfigstäben rüt-
telt — aber möglichst sollten es dann
keine imaginären sein . . . Aber um
der Gerechtigkeit willen muß man
wohl berücksichtigen, daß es doch
sehr schwer ist, sich etwas auszu-
denken, was dann nicht allzu „aus-
gedacht“ wirken soll. Kritik an der
Umwelt zu üben, ohne sich einfach
auf Allgemeinplätzen auszuruhen, ist
wahrscheinlich erst durch Erfahrun-
gen zu lernen, die so junge Men-
schen einfach nicht haben können.
Dagegen finde ich den Artikel über
die Methoden der Werbung sehr gut
— da stimmt jedes Wort!

Und was für eine schöne Idee,
der Unterstufe ihr eigenes Anhängel
zu geben! Der Niveauunterschied
innerhalb der Schülerschaft ist von der
VI bis zur OI doch beträchtlich. Fast

möchte ich sagen: ein kleines Gene-
rationsproblem.

Frau Lore Rumler, Bremen.

Auf ein Wort

Bekanntlich gibt es einen höchst
ehrentvollen Weg, die Schule zu ver-
lassen: Die Reifeprüfung bestehen.
Merkwürdigerweise gibt es aber da-
bei Leute, die mit Wonne alle Ehren
und Meriten einheimen, gleichzeitig
aber schrecklich darüber schimpfen;
die die Schule anscheinend hassen,
ihr öffentlich abschwören und ihre
Bücher und Papiere ins Feuer ste-
cken (das Reifezeugnis ausgenommen).

Was denn verbrennen wir da
eigentlich bei den üblichen Freuden-
feuern? Papier? Schön dumm, in
aller Pose öffentlich Papier zu ver-
brennen. Also, was verbrennen wir?
Erinnerungsstücke? Woran will man
— öffentlicher Nachdruck! — nicht
mehr erinnert werden? An die Schule
etwa, die man seit Jahren hätte frei-

willig aufgeben können und über
deren Ziel man sich so herzlich
freut? Zu der man todischer alle
Söhne und Töchter wieder schicken
wird?

Was verbrennt man? Schlechte
Bücher? Man müßte aber dann die
Lehrer verbrennen. Machen wir es
doch so: Den Lehrern sagen wir die
Meinung, indem wir's besser zu ma-
chen wenigstens versuchen, und den
Büchern tun wir kein Unrecht. Wem
sie im Weg sind, der stecke sie
meinetwegen zu Hause in den Ofen,
aber ein Freudenfeuer, öffentlich
und mit Zeitung, geben Bücher nicht
her. Verbrennen ist bekanntlich die
dummste Methode, Probleme zu be-
antworten, aber damit zur Ignoranz
aufrufen, ist schrecklich. Den Macht-
habern in unserer Welt ist ein
schlimmes Wort gesagt worden: Wo
Bücher verbrannt werden, werden
bold auch Menschen folgen. Ein wun-
derbarer Mann hat das gesagt, ein
großer Jude, Heinrich Heine.

Wolfgang Meier.

Ein gutes Zeichen für den „wecker“

Wir glauben, daß es kein
schlechtes Zeichen für eine
Zeitschrift ist, wenn so viele
Leserbriefe geschrieben wer-
den, wenn kritisiert und dis-
kutiert wird.

Wir wollen versuchen, den
Weg weiterzugehen, den wir
bisher gegangen sind. Wir
wollen zur Diskussion, zum
Nachdenken anregen. Deshalb
haben wir auch den „Anti-
Wehrdienst“-Artikel auf Seite
2/3 veröffentlicht. Wir sind
gespannt auf die Briefe, die
zu diesem Artikel Stellung
nehmen.

Redaktionschluß für die
Weihnachtsnummer ist der 15.
November.



Ausgezeichnet
mit der
Goldmedaille

Form Anmut - weltbekanntes
Heinrich-Porzellan Edell
und wertvoll

. . . das weiße Gold für Sie.

Heinrich
PORZELLAN
CARL Dreker

Lederwaren, Porzellan, Geschenkartikel
Ibbenbüren, Marktstraße 7



TEENS
tragen
SCHUHE
von

Schuhhaus Neyer
Lengerich-Altstadt

*Plagen Deine Augen Dich
Hilft Dir
Hölscher, Lengerich*

Das Fachgeschäft für moderne Augenoptik

*Wir entwickeln
und vergrößern*

IHRE FERIENBILDER sauber und
schnell in unserem modernen
Labor

Markt - Drogerie
HANS THIMME
Ibbenbüren, U.Markt 2

DER KLEINE WECKER
DER KLEINE WECKER
DER KLEINE WECKER

DER KLEINE WECKER
DER KLEINE WECKER
DER KLEINE WECKER

stierkampf

Ein glühendheißer Tag geht dem Ende entgegen. Es ist 6 Uhr nachmittags im Monat August. Ich sitze mit meinen Eltern und Geschwistern in der Stierkampfarena zu Barcelona, die bis auf den letzten Platz mit Zuschauern gefüllt ist.

Unter uns liegt die Arena, die etwa 50 Meter im Durchmesser mißt und durch eine starke, rot gestrichene Bretterwand von der Menge abgetrennt ist.

Plötzlich bricht mit gewaltiger Kraft ein Kampfstier hervor, bleibt einen Augenblick stehen, geblendet von der Helligkeit des Sonnenlichtes, und saust dann in schnellem Lauf auf einen Torero zu, der ein rotes Tuch hin und her schwenkt. Blitzschnell rettet sich der Torero hinter einer schützenden Bretterwand. Ein zweiter, ein dritter, ein vierter Torero erscheinen auf der Bildfläche und schwenken ihre makellosen, rosaroten Mäntel, wodurch der Stier aufs äußer-

ste gereizt wird. Immer wieder läuft er auf die tücher-schwenkenden Toreros zu, wodurch ein lebhaftes Spiel zwischen Mensch und Tier entsteht.

Der Bulle, gereizter und wütender geworden, setzt seine Angriffe gegen die roten Tücher fort, wendet sich blitzschnell, daß man glaubt, es wäre um einen der Toreros geschehen. Dieser aber bietet ihm keinen anderen Gegenstand dar als das wallende weiche Tuch.

Inmitten dieses Spieles erscheinen zwei Picadores, das sind mit einer langen Lanze bewaffnete Reiter, deren Pferde durch wattierte Decken geschützt und deren Augen verbunden sind. Mit diesem zweiten Teil des Kampfspiels beginnt der blutige Teil.

Die den Stier reizenden Toreros bringen ihn in die Nähe eines dieser Pferde, worauf er zu einem kraftvollen Sprung gegen das Pferd ansetzt. Pferd und Reiter wer-

den bei dem Anprall in die Höhe geworfen, und im gleichen Augenblick bohrt der Picador seine Lanze mit aller Macht in den Nacken des Stieres, bis dieser zurückweicht. Aufs neue setzt der Kampfstier zum Sprung gegen das Pferd an, und wieder stößt die Lanze in seine Kruppe. Dickes, rotes Blut fließt an seinem Körper herunter.

Der geschwächte Stier wird nun im dritten Teil des Spieles von den Toreros unter dem Jubelgeschrei der Menge durch das weite Rund der Arena hin und her gezerrt. Pferde, Reiter und Pagen sind verschwunden, während zwei Toreros mit artistischer Behendigkeit je zwei bunte, etwa 50 cm lange Pfeile darbieten. Einer von ihnen läuft geradeaus auf den Stier zu, und im schnellen Seitwärtsspringen schießt er dem Stier die bunten Pfeile in den blutriefenden Nacken. Mit rasenden Schmerzen jagt das arme Tier auf den zweiten Torero zu, der ihm ebenfalls die Pfeile mit geübter Artistik in den Rücken wirft.

Der Beifall der Menge wächst von Minute zu Minute, während die Helden des Kampfes beim Spiel mit dem fürchterlich gereizten Stier im-

mer wieder Proben ihres artistischen Könnens ablegen. Da — ein jähes Entsetzen geht durch die Zuschauer- menge: ein Torero hat sich bis zur frevelhaften Grenze seiner Kunst hinreißen lassen und ist vom stark gekrümmten Horn des Stieres erfaßt und durch die Luft gewirbelt worden.

Im letzten und vierten Teil wirft sich der Haupttorero — mit einem Degen in der Rechten und einem kleinen, roten Tuch in der Linken — dem Stier entgegen und stößt ihm die Klinge tief ins Kreuz, so daß er zusammenbricht. Während der tote Kampfstier von drei bunt gezäumten Pferden abgeschleppt wird, schreitet der Haupttorero durch das Rund der Arena und zeigt dem rasenden Publikum triumphierend seine Siegestrophäe: Ein Ohr des zu Tode gequälten Stieres.

Solche Quälerei vollzieht sich innerhalb von zwei Stunden 6mal. Sechs Stiere werden nach dem hier geschilderten Ablauf grenzenlos gequält, bis sie sterben.

Still und schweigsam fahren wir in das kleine Fischerdorf Estartit zurück.

Unser aller Urteil: einmal und nicht wieder!



FESTGEMAUERT IN DER ERDEN

In den Sommerferien hatte ich das große Erlebnis, dem Guß der Glocken für die neue Lengericher Kirche in Wechte beizuwohnen. Sie wurden in der Stadt Sinn im Dillkreis gegossen. Die Glocken sollten aus Bronze hergestellt werden, wozu man ein Gemisch von einem Teil Zinn und vier Teilen Kupfer benötigte. In dem riesigen Kessel, worin die Glockenspeise erhitzt wurde, herrschte eine Temperatur von ungefähr 1100 Grad Celsius. Als die Masse die nötige Hitze erreicht hatte, hielt ein Geistlicher eine kurze Andacht. Danach sagte der Gußmeister in seiner heimatlichen Mundart: „In Gottes Namen, laß komme!“ Nun hatte die Spannung ihren Höhepunkt erreicht, denn der Guß ist der entscheidende Augenblick im Werden einer Glocke.

Langsam neigte sich der Kessel, und aus einer großen Tülle floß träge das weißglühende Metallgemisch in steinerne Kanäle. Sie waren vorher, damit die Glockenspeise sich nicht abkühlte, mit Holzkohle erwärmt worden. Die Zuflüsse zu den einzelnen Glockenformen waren mit Metallplatten abgesperrt. Diese wurden nacheinander mit langen Zangen her-

ausgezogen. Die Einflußlöcher wurden aber noch mit Stangen zugehalten, um das Metall über der Öffnung zu stauen und die Schlacke an die Oberfläche steigen zu lassen. Während sich die „Lava“ dann in die Form ergoß, schossen aus zwei weiteren Öffnungen Flammen heraus. Hörte das auf, wußte man: die Form ist gefüllt, es ist keine Luft mehr darin. Der Guß war beendet.

Danach konnten die anwesenden Gemeindeglieder die Glocken von Stadtfeldmark (Lengerich) zum ersten Male hören. Der Pfarrer las die Inschrift auf der jeweiligen Glocke vor, und dann wurde sie angeschlagen. Ich hatte geglaubt, dies geschähe mittels eines kleinen Hämmerchens. Jedoch ohne daß ich es sehen konnte, nahm einer der Arbeiter einen Klöppel und schlug mit aller Gewalt dagegen. Da ich genau danebenstand, erhielt ich weniger den Genuß des Tones als einen unliebsamen Schock. Als ich aber mit allen Anwesenden nach einer Führung durch die Gießerei ein Glockengeläut (für eine Bielefelder Kirche) anhören durfte, waren meine Ohren wieder versöhnt.

Gerhard Hönow, IVa

Rätsel

Aus: a — a — a — a — a — a —
 — a — a — a — a — b —
 b — b — c — c — c — c — c —
 — c — c — d — d — d — e —
 e — e — e — e — e — e —
 — e — e — e — e — e —
 e — e — e — h — h — h —
 — h — i — i — i — i — i —
 i — i — l — l — m — n — n —
 — n — n — n — n — n —
 o — o — r — r — r — r — r —
 — r — r — s — s — s — s —
 s — s — s — s — t — t — t —
 — t — t — t — t — u — u —
 w — w — z, sind zu bilden:

1. nordische Sprache, 2. Teil des Buches, 3. Gemüsepflanze, 4. altrömischer Staatsmann, 5. deutscher Freischarführer, 6. männlicher Vorname, 7. Teil des Auges, 8. Rachegöttin, 9. Schluß, 10. im Wasser lebendes Säugetier, 11. Stadt im Ruhrgebiet, 12. spanische Stadt in Nordafrika, 13. lateinisch: gegen, 14. Laubbaum mit roten Beeren, 15. Preisnachlaß — ü = ue, ä = ae, c = k, ch = 2 Buchstaben.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Begriff.

Lösung S. 54

UNGLAUBLICH

Eines Tages wollte ich mit dem Fahrrad zum Fußballplatz gehen, weil dort der 1. FC Haudaneben gegen den TuS Schienbein 07 spielte. Es war das Endspiel um die Südafrikanische Meisterschaft am Nordpol. Ich nahm also 5 Minuten vor Spielbeginn mein Fahrrad und begann, es zu putzen. Das dauerte 3 Sekunden, und ich fuhr los. Unterwegs wäre ich beinahe auf einen äsenden Löwen aufgefahren, doch ich traf noch rechtzeitig mit dem Fuß die Handbremse. Da wir nur 3 km vom Fußballplatz entfernt wohnen, war ich in 7 Sekunden dort und bekam noch einen guten Sitzplatz, 150 m vom Spielfeldrand entfernt, für 229,01 DM. Nachdem wir eineinhalb Stunden vergeblich auf die Mannschaften gewartet hatten, liefen sie endlich ein, voran die drei Schiedsrichter und sieben Linienrichter. Das Spiel fing an. Sofort schossen sich die Stürmer den eisernen Ball über das 2 km breite Spielfeld zu. Nach 1 Sekunde stand es bereits 23:0 für den TuS Schienbein 07, weil der rechte Linksaußen den Ball mit dem Kopf 73 m im 0,1 m großen Tor unterbrachte. Da entstand plötzlich eine Prügelei unter den Linienrichtern. Ein Toter und zwei Schwerverletzte

mußten vom Platz getragen werden. Dann ging das Spiel weiter. Nach der 137. Ecke fiel endlich das 23:23. Der linke Torwart bekam den Ball auf die Nase und schoß ein. Das war in der 89. Minute. Dann war Halbzeit. In der 91. Minute wäre beinahe das 77:23 gefallen, denn der rechte Torwart vom 1. FC Haudaneben hatte mit dem linken oberen Eckzahn den Ball über den ganzen 7 km langen Platz geschlagen. Doch der linke Halbrechte rettete auf der Torlinie. Danach stellte der Schiedsrichter 29 Spieler vom Platz und gab für jede Mannschaft dreizehn Elfmeter. Beide Mittelstürmer der Gegner verwandelten alle 26 Elfmeter. So stand es in der 163. Minute 1117:1117. Der halbrechte linke Läufer vom 1. FC Haudaneben faustete in der 168. Minute vom eigenen Strafraum auf das gegnerische Tor. Der Schuß war so scharf, daß der Torwart mit durchs Tor flog und sich 72 Rippen brach. In der 177. Minute piffen die zwei Schiedsrichter und vier Linienrichter, die noch lebten, das Spiel ab. So hatte der 1. FC Haudaneben das wichtige Spiel um die Südafrikanische Meisterschaft am Nordpol mit 1199:1117 Toren gewonnen.

Hans Kuhn, Vb

WELT KLASSE

Deutschland ist wieder einmal im Hockeysport die Dritte Kraft hinter Indien und Pakistan. Wieder einmal bewies die deutsche Mannschaft, daß sie mit zur Weltelite gerechnet werden muß. Und wieder einmal ist Deutschland 1964 beim olympischen Turnier Medaillenanwärter. Trainer Hugo Budinger ist sich wohl über das im klaren, was Deutschland in Tokio erwartet. Indien und Pakistan gelten als Favoriten. Dazu kommen die Deutschland verfolgenden Mannschaften von Australien, Japan, England, Holland, und vielleicht käme auch Spanien noch in Frage. Hugo Budinger meinte: „Unsere Vorbereitungen müssen weit intensiver sein als die für Rom.“ Und so fing es an beim Turnier in Ahmedabad: Unter brütender Hitze erzielte die deutsche Mannschaft gegen Neuseeland ein 1:1-Unentschieden. Siege wurden gegen Australien, Indonesien, Malaya, Japan, Holland, Belgien und Ägypten erzielt. Nur Indien schlug die deutsche Hockey-Nationalmannschaft mit 1:0 Toren. Dieses eine, magere Tor erzielte Mittelstürmer Darshan Singh, und auch er mußte erkennen, daß gegen Hans Dieter Mayen vom DHC Hannover, der das deutsche Tor hütete, oft kein Kraut gewachsen war. Die Inder schossen über fünfzigmal auf das deutsche Tor, und von diesen fünfzig Schüssen hätte jeder einzelne im Tornetz landen können, doch Mayen bewies, daß er Meister in seinem Fach ist. Um es kurz auszudrücken: er war mit allen Wassern gewaschen. Und auch Klaus Greinert, Helmut Nonn und Halbstürmer Schuler zeigten, daß sie das sportliche Etwas hatten.

Und damit könnte man sagen: Deutschland bestätigte in Indien wieder einmal seine Weltklasse.

Obwohl die holländische Grenze in einer knappen Autostunde gut zu erreichen ist, fuhr ich in diesem Jahr zum ersten Male nach Holland. Mein Vater, mein Bruder und ich machten eine kurze Ferienfahrt zur holländischen Seeküste.

Ich hatte schon oft die Autos mit den blau-weißen Nummernschildern in unserem Kreis gesehen und war daher gespannt, wie es bei unseren Grenz-nachbarn aussah. Die Fahrt ging am Bentheimer Schloß vorbei über die Grenze. Diesseits war eine gepflegte schöne Teerstraße. Nach reibungslosem und schnellem Grenzübertritt merkte man zunächst kaum, daß wir in einem anderen Land waren. Aber schon bald stellte ich Unterschiede fest. Die weiße Trennlinie auf der Straßenmitte wich einer gelben Straßenmarkierung. Die Schilder und Verkehrszeichen wirkten teilweise fremd. Ich versuchte, die holländische Beschriftung zu entziffern, doch gelang mir das nur selten. Am Rande der Straßen, zur rechten und zur linken Seite, fielen mir die Gasthäuser mit den recht großen Spielplätzen auf. Die Holländer scheinen sehr freundlich zu ihren Kindern zu sein. Rutschbahn, Karussells, Schaukeln und anderes Spielzeug standen den Kindern zur Benutzung frei. Auffallend die sehr bunte und nicht immer geschmackvolle Bemalung der Spielgeräte.

Auf die holländische Bauweise machte mein Vater mich besonders aufmerksam. Der

Blick wurde immer wieder von gepflegten Landhäusern beiderseits der Straßen angezogen. Große Fenster ohne Gardinen, Erker, Vorbauten und große leuchtende Markisen fielen mir zum Unterschied gegen meine Heimat immer wieder auf. Die Häuser wirkten klein - aber immer nett, ordentlich und geschmackvoll. Bei einigen Neubauten fiel mir auf, daß die Fensterrahmen bereits beim Hochmauern eingebaut wurden.

Auf dem Wege nach Amsterdam bemerkte ich ständig kleinere Kanäle und große Wiesen mit Kühen. Kaum ein Parkplatz war in Amsterdam zu bekommen. Neben Holländisch war sehr viel Deutsch zu hören. Aber auch Reisende aus Frankreich, Belgien und England konnte man an ihren Sprachen feststellen. So sprach auch der Reiseführer während unserer Hafen- und Grachtenrundfahrt in Amsterdam in vier Sprachen: Holländisch, Französisch, Englisch und Deutsch. Die berühmte Herengracht mit ihren Patrizierhäusern fand besondere Beachtung. Ich fand die Hafenkulisse mit den riesigen Überseeschiffen aus aller Herren Ländern als Landratte besonders eindrucksvoll.

Nun, unsere Fahrt sollte an die jetzt nicht mehr weit entfernte See gehen. Da sich das Wetter gebessert hatte, fanden wir in dem Badeort Zaandvort keine Unterkunft. Etwas nördlicher liegt der Kurort Wyck am Zee. Direkt hinter den Dünen liegend scharren sich einige Häuser, in der Hauptsache Pensionen, um

die Ortskirche. Mein erster Blick auf die See, die sich ständig rollend am langen Sandufer fing, war ein großes Erlebnis.

Am Abend waren die Häuser rund um den Marktplatz angestrahlt, im Süden blitzte der Leuchtturm der Hafeneinfahrt von Amsterdam, Ijmuiden auf. Auf See blinkten rote und gelbe Lichter von Leuchttürmen.

Baden, Muschel- und Strandgut suchen war an den nächsten Tagen unsere Beschäftigung. Bevor wir aber nach Haus fahren, besuchen wir noch Madurodam, eine Miniaturstadt in Gravenhage (Den Haag), dem Sitz der holländischen Regierung. Diese kleine Stadt, mit Originalhäusern, Straßen, Hafen, Eisen- und Autobahn im verkleinerten Maßstab ist eine der Hauptattraktionen für die Holländer und Reisenden. Bürgermeister der Spielzeugstadt ist eine holländische Prinzessin. Die Stadt wurde vor zehn Jahren zu Ehren eines im Kriege gefallenen holländischen Soldaten errichtet.

Die Fahrt über die holländischen Autobahnen und Straßen brachte uns bald wieder in Grenznähe. Schnell wurde noch einmal der fast leere Tank unseres Autos aufgefüllt - denn in Holland ist das Benzin billiger -, und bald sahen wir nach kurzem Aufenthalt am Zoll wieder den Bentheimer Berg, der für uns schon fast wieder die Heimat war.

Bärbel Gehring, IVA

**EIN BLICK
ZU DEN
NACHBARN**

Wieso eigentlich faltboot?
Ist doch unmodern!

So urteilen hier in Ibbenbüren und Umgebung viele über diesen Sport. Nun, hier sind keine idealen Möglichkeiten zum Kanusport. Mit dem Kanal ist nicht jeder faltbootfahrer zufrieden, man vermisst die abwechslungsreiche Schönheit eines natürlichen Flußtales, die Strömung, die Städte und Dörfer, die das Wasserwandern so abwechslungsreich und interessant machen. Sicher, auf dem Kanal kann man seine ersten Erfahrungen sammeln, sich einen guten Paddelstil angewöhnen, denn der ist wichtig! Sonst... man sitzt hinten im Zweierboot, rackert sich ab, und vorn sitzt einer, der paddelt wie der erste Mensch. Dem Mann am Steuer läuft das Wasser gußweise am Corpus hinunter, unten im Boot sammelt sich das Wasser zu einer häßlichen Pfütze und gibt den Sitzflächen der beiden Insassen unweigerlich eine ungesunde Gesichtsfarbe. Das hat man nicht gerne.

Es ist nun nicht so, daß das Paddeln auf dem Kanal so ganz ohne wäre. Begegnen sich dort z. B. zwei beladene große Kähne mit Höchstfahrt und hat man das Pech, mit ihnen auf gleicher Höhe zu sein, muß sich der Paddler natürlich auf der Uferseite aufhalten. Durch den Sog des nahe vorbeifahrenden Schiffes wird das Wasser am Ufer derart weggesaugt, daß der Kiel des Bootes aufs Trockene gelegt wird. In diesem Falle heißt es, schleunigst aussteigen, denn

das Wasser kommt wieder, meistens als Brecher, und würde unser Boot ohne Erbarmen voll Wasser schlagen oder auf oder gegen das Ufer schleudern, wenn es nicht entlastet und festgehalten würde.

Mit den Erfahrungen der Paddelerei auf dem Kanal kann man sich nun auch auf Flüsse wagen. Wanderfahrten im Boot sind etwas Wunderbares. Morgens sitzt alles mit frischer Kraft und frohem Mut „am Paddel“, denn man hat ja auch sein Tagesziel. Gegen Mittag wird der Kanute gern müde und besinnt sich darauf, daß ja auch schließlich eine Strömung da ist, die einen von allein weiterbringt. Man fährt „Paketchen“, d. h., die Boote rotten sich zu einer locker verbundenen Gruppe nebeneinander zusammen, die äußeren Boote übernehmen die Steuerung und Wache. Man darf dabei deshalb nicht fest verbunden sein, um plötzlich auftauchenden Hindernissen (Böjen, Sandbänke, Schwimmlern) schnell ausweichen zu können. Unterhaltungsstoff gibt es immer, vielleicht hat sogar einer ein Kofferradio dabei und erhöht damit vorübergehend die Gemütlichkeit. Wer lange rastet - rostet, die Kanuten tuen wieder etwas für ihre schlanke Linie und erreichen so ihr Tagesziel - einen schönen Campingplatz. Unter Ächen und Stöhnen ziehen die Paddler ihre schwerbepackten Boote an Land, in denen alles kunstgerecht verstaubt ist. Mit wenigen Griffen sind Zelt, Stabtaschen und Häringsbeutel

(nicht Heringsbeutel) ausgepackt und das Zelt aufgebaut. Das geht um die Wette. Nun gibt es Arbeitsteilung. Um die knurrenden Mägen zu beruhigen, werden zwei Mann zum Kochen abgestellt, während der Rest „die Gemächer“ fertigmacht. Der Kocher rauscht, der Reis sprudelt im Wasser, das Fleisch duftet aus der Dose, und der Koch hat sich die Zunge verbrannt (Künstlerpech). Die „Tafel“ ist schnell gedeckt, und die Campeure löffeln mit Behagen ihre Suppe, doch das Haar in ihr ist das anschließende Spülen.

Die Pötte werden schwarz vom Ruß,

was meinst du, wer sie scheuern muß?

Ihr denkt gewiß die Kanufrau, doch meistens drückt die sich sehr schlau!

Mit den Zeltnachbarn ist schnell Kontakt gefunden. Über das Woher und Wohin verfällt man gern ins Fachsimpeln. Während des Gesprächs fängt hie und da schon einer zu gähnen an; man sieht ein, daß der Tag um ist und verzieht sich. Nachdem man sich so richtig schön warm in den Schlafsack hineingewöhlt hat, kann einen so ein gleichmäßiges ssssss schon sehr erbittern. Eine Weile versucht man, es zu überhören, aber dann wird erobost zu Taschenlampe und Turnschuh gegriffen und der Störenfried umgebracht. Nun ist Ruhe im Zelt, das Kanuvölkchen schläft.

Hans Allroggen, UIIIa

**AUF
GROSSER
FAHRT**

DER SONN' ENTGEGEN

Während der letzten Ferien war ich an einem Tage zu Gast bei den Ibbenbürener Segelfliegern auf dem Flugplatz Rodde. Ein freundlicher Nachbar hatte mich mitgenommen. Ich schaute den immer höher steigenden Segelflugzeugen nach und dachte: „Könnte doch auch ich mal mitfliegen.“ „Komm mit, Rainer“, hörte ich da eine Stimme hinter mir. „Was ist denn?“ fragte ich. „Wir holen die ‚Kiste‘ zurück, und wenn du Lust hast, kannst du beim nächsten Start mitfliegen“, war die Antwort. Und ob ich wollte, aber ich konnte es immer noch nicht glauben, wirklich einmal mitfliegen zu dürfen. Ungeduldig schaute ich auf das Flugzeug, das eine Acht kurvte. „Es wird sofort landen“, sagte unser Nachbar zu mir. Die Kiste, wie man das Flugzeug allgemein nannte, drehte noch eine Kurve und landete. Ich lief nun mit vier Segelfliegern zu dem Flugzeug, um es zurückzuholen. Am Startplatz angekommen, öffneten ich die Plexiglasplatte und kletterte hinein. Dann wurde ich angeschnallt. „An den Griffen kannst du dich festhalten“, sagte der Fluglehrer. „Weiß ich“, gab ich zur Antwort. „Faß nur nicht an einen Hebel“, sagte ein Flug-

schüler, „sonst kannst du deine Knochen vom Boden aufsuchen.“ „So schnell geht das wohl nicht“, gab ich gleichgültig zurück. „Eine Tüte benötigst du ja wohl nicht“, sagte man mir. „Unsinn“, entgegnete ich. Dann wurde das Seil eingeklinkt, man gab das Startzeichen, und die Winde zog uns fast steil in die Luft. Über das Gefühl in meinem Magen brauche ich wohl nichts zu schreiben, es war ja auch mein erster Flug. Wir flogen eine Runde über dem Flugplatz. „Dort hinten ist Ibbenbüren“, sagte der Pilot. Ich nickte. In

der Ferne erblickte ich Rheine mit seiner Basilika. Der Höhenmesser zeigte nun 350 Meter. Ich schaute nach unten. Wie klein alles aussah, wie aus einer Spielzeugschachtel, und die Wiesen und Felder unter uns sahen aus wie ein ausgebreitetes, gewürfeltes Tuch. Dann sah ich eine vorbeifahrende Eisenbahn, winzig klein. Nun verloren wir langsam an Höhe und setzten zur Landung an. Hart stießen wir auf den Erdboden auf. Schade, daß der Flug so schnell vorbei war.

Rainer Heidermann, Va

LÖSUNG DES RÄTSELS

1. dänisch, 2. Einband, 3. Reich, 4. Caesar, 5. Lützw, 6. Erich, 7. Iris, 8. Nemesis, 9. Ende, 10. Wal, 11. Essen, 12. Ceuta, 13. contra, 14. Eberesche, 15. Rabatt.

Karl-Heinz Eiben, IVb



Jugend- Sparwoche 1962

vom 23. bis 30. 10.

Sparkasse
des Kreises Tecklenburg

Zweigstellen im ganzen
Kreisgebiet



Fachgeschäft
für Augenoptik

Ibbenbüren, Oberer Markt 4, im Hause Elfers

Knappschafts- und Krankenkassenlieferant

Schönhoff
DIE ANZIEHENDE EINKAUFSSTÄTTE

Ibbenbüren

Jetzt noch größer, noch schöner,
noch leistungsfähiger

*Das großstädtische
Textil- und Bekleidungshaus
mit der enormen Auswahl*

das schönste hobby unserer zeit erleben sie
zwischen geschmackvollen musterringmöbeln:
behaglich wohnen

den alleinverkauf für musterringmöbel im kreis tecklenburg
bietet ihnen

**Möbelhaus
Kachmann**



Albert Bergschneider

IBBENBÜREN I. WESTF.

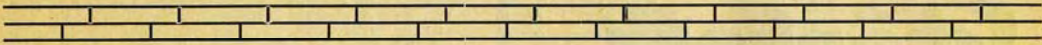
Telefon: Sammelnummer 4050

Fernschreiber 094512

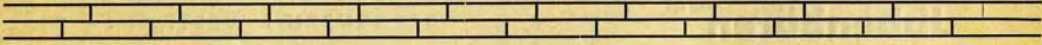
**Holz- und Baustoff-Großhandlung - Kranumschlag
Lagerung - Schifffahrt - Spedition**

Hafen Dörenthe	DEK km 100
Hafen Ibbenbüren (Ibbenbürener Hafenbetrieb)	MLK km 4
Hafen Schmedehausen-Greven	DEK km 85
Hafen Venhaus	DEK km 123
Hafen Recke	MLK km 13
Hafen Osnabrück (Osnabrücker Kies-Handel)	MLKS km 13
Hafen Engter	MLK km 38

Bernh. Backhaus Söhne KG.



HOCH-, TIEF-, EISENBETON-, STRASSEN- UND KULTURBAU



Lengerich i. W. - Ruf 415 u. 750

Hier

FEHLT IHRE ANZEIGE!

„der wecker“
 schülerzeitung ibbenbüren
 goethestraße 7
 mitglied der landesjugendpresse
 nrw
 august/oktober 1962
 doppelnummer 4/5 — 62
 10. jahrgang
 preis dieser doppelnummer 1,— dm
 Schriftleitung:
 peter strotmann
 gudrun horstkotte
 kleiner wecker:
 albrecht wenne
 magdalene neuhaus
 berater:
 studienrat engsfeld
 anzeigen:
 elisabeth schulte
 ursula lagemann
 dorothea ditges

finanzen:
 scholz
 die kurzgeschichte „so ein rummel“,
 wurde dem buch „wanderer,
 kommst du nach spa . . .“ mit
 freundlicher genehmigung des ull-
 stein-verlages entnommen.
 konten:
 kreissparkasse ibbenbüren
 nr. 142
 postscheckkonto dortmund
 nr. 95466
 wir danken herzlich für die leser-
 briefe und bitten um zuschriften
 über diese nummer.

Dieser ausgabe liegt eine beilage
 der bundeswehr bei, die wir der
 aufmerksamkeit unserer leser emp-
 fehlen.



Weltspartag

30. Oktober

Sparen ist besser

als sich treiben zu lassen, denn jeder trägt Ver-
 antwortung gegenüber seiner Zukunft. Sparen
 bringt Wohlstand und ist der Garant künftigen
 Wohlergehens. Am Weltspartag sollten Sie sich
 aufraffen und den Weg zur Sparkasse finden . . .
 denn: Sparen ist besser!

SPARKASSE DES KREISES TECKLENBURG

ZWEIGSTELLEN IM GANZEN KREISGEBIET



Wußten Sie es?

„Bei Salamander gibt es eine
 große Auswahl eleganter
 Strümpfe zu vernünftigen
 Preisen. Dort bin ich immer
 gut bedient.“

SALAMANDER

Alleinverkauf:

SCHUHHAUS
PAUL Handtke
 IBBENBÜREN i. Westf.



Seit 1898

Immer größer
wird der Leserkreis
der führenden
und einzigen im Kreisgebiet
gedruckten Tageszeitung